

Kultur und Ökologie
Verein Ökogemeinde Binningen



Kultur und Ökologie

Festschrift
zum 75. Geburtstag
Beat von Scarpatetti

Herausgegeben von *Daniel Egli*
Redaktion: *Kurt Meyer · Manfred Welti*



Verein Ökogemeinde Binningen
2016

Druck: Stephan Thoma AG, Friedensgasse 1, Basel
Einband: Grollimund AG, Reinach BL
Zeichnungen und Layout: Klaus-Peter Schäffel
Schrift: Palatino 10'

© Verein Ökogemeinde Binningen
ISBN 978-3-033-05636-7

Inhalt

Daniel Egli: Vorwort – eines Chemikers und Ökologen 9

I Wer ist er denn?

<i>B.v.S.</i> : Curriculum Beati non Sancti	11
<i>Martin Vosseler</i> : Beat – ein Noah unserer Zeit	15
<i>Kurt Meyer</i> : Ein Ökologe inspiziert La Gomera	17
<i>Felix Hefti</i> : «...und zuoberst ein Büschel Lavendel – wunderbar»	22
<i>Luzi Schucan</i> : Ungebärdig – und musikalisch Anekdotisches aus gemeinsamer Studienzeit	23
<i>Ernst Ziegler</i> : Gedanken zu einem 75. Geburtstag.	25
<i>Daniela Schlettwein</i> : Die Waldhandschrift im «Bödmerenwald»	31
<i>Kaspar Birkhäuser</i> : Mein Freund B.v.S.	32
<i>Anette Graupe</i> : Downshifting? Ehrensache!	34
<i>Robert Frei</i> : Schritte zur Autarkie	37
<i>Marianne Lehmann</i> : Issirac – von Cratoule über Sabonadière nach Campviel	39
<i>Karin</i> : Mit Dir sein	41

II Ökologie – in ihren Variationen

1. Ein Codex unserer Gegenwart: die Waldhandschrift

<i>Andreas Schenk</i> : Das «Scriptorium am Rheinsprung» als Geburtsstätte der «Waldhandschrift»	43
<i>Cornel Dora</i> : Lieu de mémoire «Waldhandschrift»	45
<i>Kaspar Schuler</i> : Zur Waldhandschrift, dem Codex Raetus und dem Faun aus Cunter (GR)	48
<i>Clemens Müller, Peter Müller</i> : Vocabularium Cellarum Sancti Galli reconstructarum fictarumque anno iubilaeo MMXII	51

2. Auf der Suche nach Quellen und Wasser

Daniel Kury: Das Quellenreich –

Natur und Kultur auf der Suche nach dem Ursprung 54

David G. Senn: Ein Plankton-Transsekt des Atlantiks

mit dem Solarboot 58

Oliver Wetter: «Quellen» und «Quellen» 62

3. Wege zum Ur-Ökologischen

Cornel Dora: Resistenza! 67

Mario Mastel: Bäume schneiden, formen, hegen 70

Bernardo Gut: Öko-ethische Keime

in Spinozas Wesensverständnis 74

Mathis Wackernagel: Beatus Poeta – Helvetia felix 78

Heiri Schenkel: Die Phänomene und die Zeit 83

Beat von Scarpatetti (1998):

Aus der «Helvetischen ökologischen Verfassung» 88

4. Ökostadt Basel und Ökogemeinde Binningen

Katja Hugenschmidt: Ein Leben mit «Ökostadt Basel» 92

Elisabeth Zuberbühler: Von der Ökostadt Basel

zur Ökogemeinde Binningen 95

5. Muss das so sein? Auto und Verkehr

Dieter Steiner: Ein wahrer «Automobilist» 99

Samuel Bernhard: Eine epochale Idee: Die Autofreien fördern 106

Stephanie Fuchs: Von Allmend, Autonomie und «Nicht-Auto» 111

Christoph Pfluger: Die Wahrheit ist paradox 115

III Vom Codex zum Buch

1. Dissidente Paläographie, andere Kataloge?

<i>Hannes Steiner</i> : Von Borkenkäfern und anderen Buchdruckern	117
<i>Karl Schmuki</i> : B.v.S. als Handschriftenkatalogisator der Stiftsbibliothek St. Gallen	123
<i>Rudolf Gamper und Marlis Stähli</i> : Der «CMD-CH» – Mittelalterliche Handschriften der Schweiz (autofrei) durchforstet	128
<i>Odile Kammerer</i> : Histoire, Écologie et le Rhin supérieur . . .	135
<i>Dorothea Schwinn Schürmann</i> : Transcriptor optimus fürs Basler Münster	138

2. Und was mit Heynlin und der Weltverachtung?

<i>Manfred Welti</i> : Zu Beat von Scarpatettis Heynlin von Stein-Studien	143
<i>Kurt Meyer</i> : Weltverachtung – Weltzuwendung	148
<i>Simona Slanicka</i> : Bastarde als Büchersammler	152
<i>Martin Carl</i> : Ein längerer Ausflug eines Germanisten mit einem Historiker.	156

3. Varia: Bücher schaffen statt abschaffen

<i>Hannes Hug</i> : «Weg mit den Büchern»?	160
<i>Peter Litwan</i> : Aristoteles und die Lokomotive	163
<i>Cartusiophilus</i> : Gaudia non solum spiritualia	166
<i>Uwe Plath</i> : Werner Kaegi – Jacob Burckhardt und Sebastian Castellio	169
<i>Markus Ritter</i> : Impressionen zur Entstehung des Rathaus-Buches	173
<i>Rudolf Wachter</i> : Ein peinlicher Fall von Umweltverschmutzung	175

IV Ins Leben hinein musizieren

<i>Elfriede Artinger</i> : Im Orchester bei den «Bavarian Classics»	183
<i>Thüring Bräm</i> : Von der Gründung des Studentenkammerorchesters im Jahre 1965	185
<i>Peter Reidemeister</i> : Ökologie und Alte Musik – oder: Richard Wagners «Enthaltsamkeitsschule»	191
<i>Christoph Ballmer</i> : «Wie will ich lustig lachen, wenn alles durcheinander geht...»	195
<i>Franca von Scarpatetti, Viola von Scarpatetti</i> : Bruits, Zufälle und ein Sommertag	199
<i>Gérard Wyss</i> : Ensemble dans le comité de «Musica Helvetica»	202

V Nachwort und Dank

Beat von Scarpatetti	205
--------------------------------	-----

Vorwort — eines Chemikers und Ökologen

Daniel Egli

*Chemiker, Präsident 1994 - 2013 der «Ökogemeinde Binningen»,
seit 2013 Umweltbeauftragter der Gemeinde Binningen*



M 12. MAI 1987 ist im Bernoullianum die «Ökostadt Basel» gegründet worden — im gleichen Jahr wie an der Stiftsbibliothek St. Gallen die «St. Galler Waldhandschrift». In Binningen folgten 1988 eine richtungsweisende «Zukunftswerkstatt» und 1989 die «Ökogemeinde Binningen».

Diesen Gründungen ist Beat von Scarpatetti engstens verbunden. 1997-2004 war er auch Schreiber des Buches «Binningen — die Geschichte». Das dort Geschilderte ist ökologisch freilich kein Ruhmesblatt: waren seinerzeit Bescheidenheit, ja Armut, eher noch Garanten ökologischer Konstanz, so wird diese seit dem 20. Jh. mehr denn je bedrängt von ausgreifendem Reichtum und Luxus. Heute verschwinden allenthalben viele Gärten, lauschige Nischen und Ökotope, schöne alte Häuser, sie weichen einem enormen Kapitaldruck und gespenstischen Bodenpreisen. Es obliegt jetzt der gemeinsamen Verantwortung und der jedes Einzelnen, unseren immerhin grösseren Handlungsspielraum wahrzunehmen, um der Ökologie ihren Raum zu wahren und neu zu verleihen.

Heute dürfen wir uns also fragen: Habe ich das Gefühl, dass das, was ich mache, wertvoll ist? Für mich? Für andere? Das sollten wir uns ab und zu überlegen, um uns in der Welt zu erkennen, eine Wahl zu treffen, den Weg weiter zu gehen. Die Festschrift «Kultur und Ökologie» zum 75. Geburtstag von Beat von Scarpatetti spiegelt Erlebtes und Erreichtes unseres Jubilars im Erlebnis ihm Zugewandter. Damit weitet sich die Sicht über die eigene ökologische Nische aufs Feld des Lebens.

All die Jahre, die ich Beat seit den frühen Neunzigern kenne, lebt und wirkt er in seinem Umfeld als autofreier Aufklärer, kreativer Vernetzer und tatkräftiger Anpacker. So arbeiteten wir vorletzten Sommer in seinem Garten an der Anlage zum Sammeln von Regenwasser, als er eröffnete: «Die Anlage ist ein Versuch zur Wasserautarkie im Privaten, und ich möchte sie der Ökogemeinde Binningen widmen!» Anlässlich einer kleinen Einweihung weitete sich der Kreis der Beteiligten auf den Vorstand der Ökogemeinde und Interessierte aus Kultur, Wissenschaft und Politik, und was wir wussten, bestätigte die Analyse des Chemikers: das Wasser ist für den Garten gut, aber Russ, ausgeschwemmte Weichmacher und Keime verbieten den Konsum. Der Versuch ging ans Grundsätzliche, die Resultate aber verwiesen auf den grösseren Zusammenhang und warfen heiss diskutierte Fragen auf.

An der Lösung grundsätzlicher Fragen wie dieser arbeitet Beat mit Ausdauer, dabei verbindet er sie elegant mit kulturellem und ökologischem Engagement. Vermögen es die gesammelten Beiträge, Beats Witz und Geist zu versprühen? Ich wünsche allen, dies und mehr bei der Lektüre zu erfahren!

Binningen, im Mai 2016

I Wer ist er denn?

Curriculum Beati non Sancti

B.v.S.



ER CHEFARZT Dr. med. Gerold von Mandach, der im Kantonsspital Schaffhausen am 23. Mai 1941 frühmorgens die Entbindung meiner Mutter handhabte, sagte zur jungen Mama Gertrud, als ich erschien (man erwartete nach zwei Brüdern ein Mädchen): «Nüüt als so Saubuebe». Er sollte recht behalten. Und das Mädchen, die reizende und zarte Gabrielle, versäumte es denn 1943 auch nicht, den Mangel auszugleichen.

So wuchsen wir vier Geschwister mitten im 2. Weltkrieg im rechtsrheinischen Schaffhausen auf. Ich selbst habe als 3-4-Jähriger mehrfach die RAF-Bomber fliegen gehört. Von mir als einem «Gispe» sagte man: «Er isch halt e Chriegschind.» Meine Mutter war Quartier-Luftschutzwartin, wir Kinder hantierten oft mit Helm und Gasmasken. Aber, von Kriegszeiten abgesehen, nur ein kurzes Wort zum damaligen Schaffhausen: das konkrete Alltagsleben in diesem Städtchen, z.B. 1941-1961, war von einer Einfachheit, Friedlichkeit und Gemütlichkeit, wie wir sie heute nicht mehr kennen. Mein Vater Fritz war Geschäftsleiter der Weinhandlung Schachenmann AG; er hatte schon 1935 ein Haus gebaut, in dem wir von Anfang an lebten. Er fuhr mit dem Velo nach Conters im Oberhalbstein, wo er das Bündner Bürgerrecht wieder einholte.

Dieses war eine alte Geschichte. Offenbar einmal Haus-Einreisser (sursilvanisch: *scarpar tetts*), hatten die *de Scarpatetti* es im Spätmittelalter zu den Taloberen gebracht (auf der Burg Reams), waren auch länger Podestà im Veltlin. 1679 brach Johannes Georgius de Scarpateto aus seinem Tal auf an die Universität Padua, wurde dort Prorektor, liess sich einen Grad und von Papst Innozenz XI. den

«Ritter vom Goldenen Sporn» verleihen und zog in den von der Pest entleerten Vintschgau nach Glurns, allwo er viel Land erwerben konnte, und wo noch heute unsere Lieblings-Cousine Erna das (kleine) Schloss bewohnt. Seither gibt es dort, im Tirol, in Wien und in Graz den italienisch-österreichischen Zweig der Familie.

Noch vor dem Crash der Donaumonarchie war Ende der Herrlichkeit. Der Urgrossvater kam ca. 1860 aus Imst mittellos in die Schweiz nach St. Gallen zurück, der Grossvater Fritz hatte ein trauriges Schicksal. Mein Vater Fritz zog 1927 als Zwanzigjähriger vom «Haggen» in Bruggen weg nach Schaffhausen, fand besagte Position im Weinhandel und im Kirchenchor die Gemahlin Gertrude Hirt aus ehrenwerter Familie. Mein Grossvater mütterlicherseits besass einen «Chrysler» mit Nummer «SH 110», und meine Mutter fuhr denselben als junge Tochter.

Meine Mutter war sehr musikalisch, und vorbildlich, konnte Gedichte auswendig, war nachmals Bibliothekarin in der Stadtbibliothek. Der Vater war tüchtig, sprachbegabt, keinen hab ich je so rasend kopfrechnen gesehen wie ihn, und erfolgreich. In der «Diaspora»-Gemeinde der neugotischen Kirche Sta. Maria (heute wundervoll restauriert) blieb man besonders treukatholisch. Er bezahlte allen drei Söhnen das Internat bei den Benediktinern in seinem Graubünden. Eine erste (noch harmlose) Dissidenz führte mich als Letzten dann noch zwei Jahre an die Kantonsschule Schaffhausen – dort waren fraglose Höhepunkte die Fahrten im Waidling auf dem grünen Rhein, mit Stachel und Stehruder. Sprachen lagen auch mir: fünf Kameraden mit Griechisch und Latein, wurden wir 1960 Ehrenstipendiaten der Stadt.

Das Theologiestudium ging, nach etlichem Zögern, an mir vorbei, da schon mein ältester Bruder Priester geworden war, nachher Katechet und Lehrer, und zu St. Anton Basel höchst beliebt, wie auch als Lehrer in Binningen. Ich schnupperte an deutschen Universitäten (München und Bonn), studierte dann im breisgauischen Freiburg, spielte dort aber viel Orgel. Dann zogen mich sowohl der Kreis um die zweifellos interessante Figur Hans Urs von Balthasar wie auch der Ruf des Burckhardt-Biographen Werner Kaegi nach Basel, bei welchem ich 1970 schliesslich doktorierte. Welche Fächer

auch immer, die Geige musste mitklingen, und seit damals bis heute gehört das Quartett-Spiel dazu.

Dann aber lockten, im Rahmen der 68-er Revolution, neue Horizonte, in Form eines Post-Graduate-Studiums in Paris, bei den Koryphäen der neolinken «Ecole des Annales». Aber was dann machen? Ich hatte brav noch den Basel-Städtischen «Oberlehrer» absolviert, unterrichtete aber nicht sehr lange am Gymnasium, sondern konnte in ein Pariser paläographisches Unternehmen einsteigen, da ich die alten Handschriften leicht und gerne las. So konnte ich die Redaktion des (Pariser) «Katalogs der datierten Handschriften» übernehmen, und dies auch als Historiker, aber als «Brotberuf» blieb ich ein Leben lang Paläograph und Spezialist der Handschriften. Die weiteren, ebenso wichtig werdenden Lebensstränge sind im Nachwort beschrieben.

Inzwischen war ich nach dem Doktorat dank einem Freund an die Binninger Rebgrasse gezogen; das Dorf mit damals noch einigen Bauernhöfen auch im Zentrum gefiel mir und war nahe der Universität. Als wieder einmal eines der alten Häuser, in denen ich wohnte, verkauft wurde, setzte ich mich eines Samstags aufs Velo und frug die in den Gärten arbeitenden Leute nach freien Domizilien. So fand ich 1975 das Haus und den nachmaligen Familiensitz am Neusatzweg, gab ihm zum Spass den Namen «Eperon».

Die Musik bestimmte auch weiterhin das Familiäre; zur Heirat von 1979 mit der Sängerin Liane Stalder hat mein damaliger Orchester-Freund Thüning Bräm eine Kantate komponiert, die an unserer sehr freien Feier in der säkularisierten Barockkirche Bellelay im Jura aufgeführt wurde. Die Geburt der zwei Töchter Franca und Viola 1982 und 1987 — ich wüsste nicht, was uns und mir je Schöneres geschenkt worden wäre. Im Hochzeitsjahr fiel uns auch das alte Haus in Südfrankreich zu, da mein Kollege in der «Musica Helvetica» es abgeben wollte und uns überliess. Dort war das «einfache Leben» ein wenig möglich, auch ohne Auto.

Auf das Pariser Intermezzo (1976-1978) folgte 1982/1992, da ich ja ein französisch begründetes Unternehmen betreute, noch ein solches in Mülhausen in Form einer Dozentur und Habilitation an der «Université de Haute Alsace». Neben vielen guten Erinnerungen

bleibt mir eine kuriöse: «Écologie» war dort offiziell noch ein absolut negatives Unwort. Das ist glücklicherweise nicht mehr so. (Jetzt, als Mindestes: nur noch Fessenheim abschalten, Pestizide u.a.m. abschaffen, Atomwaffen weg, Auto-Industrie in Öko-Konversion...).

Der Charme meiner Katalogisierungstätigkeit über den sicherlich berühmten Handschriften der St. Galler Stiftsbibliothek bestand in den dortigen altkonservativen Verhältnissen, angefangen beim wahrhaftigen Patron und Prälaten Mgr. Johannes Duft, dem Stiftsbibliothekar, der gute Weine schätzte und spendierte, und eine eigene Miscelle verdiente. Dass mein Freund Peter Ochsenbein sein Nachfolger wurde, hat 1984/87 die wahrhaft abenteuerliche Begründung der «Waldhandschrift», mitten im Vollberuf, sehr erleichtert. Dieser Codex wurde dort anfänglich mit all diesem «Ökologischen» als «heidnisch» und dissident beargwöhnt, da eben kein «Augustinus» drin stand. Jetzt ist man stolz auf ihn, und das daraus hervorgegangene, einmalige Scriptorium mit dem Meister-Scriptor und Illuminator Klaus-Peter Schäffel begleitet seither viele ökologische Aktivitäten, Texte, Urkunden.

Als für «1000 Jahre Binningen» eine Geschichte der Gemeinde geplant war, erhielt ich diesen Auftrag, und erlebte 7 Jahre lang so einen bereichernden Wechsel in die Allgemeine Geschichte, bei der ich viel lernte. Am Schluss stand der Satz: «Dorfgeschichte ist Weltgeschichte».

Seit dem Erscheinen derselben und auch des letzten St. Galler Kataloges widme ich mich, auch wissenschaftlich und literarisch, nur noch ökologischen Projekten und auch ebensolchen Forschungen, die mich immer mehr begeistern, weil es wohl tut, zu wissen, dass die Forschungen einer relevanten Fragestellung, und die Projekte einem konkret nützlichen Ziel folgen. Ein exotischer Höhepunkt war 2007/08 die solare Atlantik-Querung mit meinem Freund Martin Vosseler. Wenn ich überhaupt vom immens reichen Freundeskreis zu erzählen beginnen dürfte, der alles Geschilderte begleitet hat, so würden weder Pergament noch Papier ausreichen — aber eine wundervolle Reihe dieser Menschen findet sich, selbst schreibend, in diesem Büchlein, und sei herzlich verdankt.

Beat – ein Noah unserer Zeit

Martin Vosseler

Arzt, Initiant PSR/IPPNW Schweiz, Mitbegründer der Basler «Sun21», freischaffender Ökologe, Migrator, Geiger



EAT 75 – wir kennen uns über 30 Jahre. Wir haben uns und unsere Entwicklung ein halbes Leben lang begleitet. Wir erleben mit, wie sich auch die ganze Menschheit entwickelt. Wir fiebern in diesem Reifungsprozess mit. Wir freuen uns über die Hoffnungsknospen und bedauern die Rückschläge.

Die Klimaveränderungen mit ihren zunehmenden Auswirkungen, der anhaltende Raubbau an den letzten Naturoasen und Millionen von Menschen, die wegen Krieg und Verschlechterung der Lebensbedingungen ihre Heimat verlassen müssen, lassen den Gedanken an eine «Sintflut» aufkommen. Braucht es bald wieder eine Arche Noah? Wie sähe die Arche heute aus? Wäre es auch ein grosses Boot, wo sich die Menschen- und Tierpaare ins Trockene retten können?

Die Arche der Neuzeit sieht anders aus: Sie taucht überall dort am Horizont auf, wo Menschen vom materiellen «Mehr und Mehr» zum sinnlich reicheren «Weniger» finden; wo in Städten Gärten aufblühen; wo das Teilen gefeiert wird; wo das Staunen über die Wunder und die Schönheit unseres einzigartigen Planeten wieder um sich greift; wo eine planetare Ethik und die Verantwortung für die Mitmenschen, Tiere, Bäume und für alle kommenden Generationen unser Tun und Lassen bestimmen.

Du verkörperst für mich wie kaum jemand sonst im Bekannten- und Freundeskreis den Noah dieser Arche. Du bist für mich der Prophet des einfachen, sinnlich reichen, erdverträglichen Lebensstils. Ich sehe dich vor mir, wie du dein ausgeklügeltes Regenwasser-Geschirrwaschsystem im Garten in Schwung hältst; wie du in Issirac mit einem munteren Feuerlein den Mirabellen-Segen in

Konfitüre verwandelst; wie Du Deinen Tagesablauf nach dem Sonnenkocher auf dem Balkon richtest; wie Du im Zug durch den Balkan und den Peloponnes zuckelst, um dich Deinen flüggen Orchester-Freund*innen anzuschliessen; wie du an den Himmel schaust, bevor du dich aufs Velo schwingst, und dich bei dräuenden Regenwolken für den Schlechtwettergaul entscheidest; wie du dir einen Extra-Pulli überziehst, da die Zimmer-Temperatur einfach nicht von selbst über 14 °C klettern will.

Du lebst mit den Elementen: Mit dem Feuer, dem Licht: Beleuchtet ein bisschen Sonne einen deiner vier Balkon-Ecken, so zieht es dich magisch dorthin. Mit dem Wasser: Du genieusst den Blick über die Weite des Atlantik, mit der Hoffnung, dass ihm vielleicht doch noch eine Undine entsteige; oder du spürst behutsam und beharrlich den Nymphen der Binnerger Quellen nach. Mit der Erde: Du lockerst im Eperon sorgsam die Erde im Himbeerschlag und um die Apfelbäume herum, um diesen fruchtspendenden Pflanzenwesen Wohlbefinden zu schenken und ihre Geberfreude zu fördern. Mit der Luft: Es zieht dich wenn immer möglich an die frische Luft. Langer Aufenthalt in geschlossenen Räumen ist dir so suspekt wie zu kalte Getränke oder zu zahm gewürzte Speisen; und du setzt alles daran, die geheimnisvolle blaue Stunde nach Sonnenuntergang nicht zu verpassen.

Dein eindrücklicher, konsequenter Lebensstil ist zudem verankert in Deinem Forschen nach den Wurzeln einer ökologisch und menschlich gereiften Menschheit. Du spürst in den alten Schriften Vordenker*innen auf, Geister, die ihrer und zum Teil auch unserer Zeit weit voraus waren. Du gibst ihnen Kraft, indem du ihre Schriften als Quellen erschliesst und bekannt machst.

Du weißt und erinnerst immer wieder daran, dass zum Werden einer Menschheit, die diesen Namen verdient, auch die Kultur, die Welt der Musen gehört. Und wenn Du Dir Kreuzer-Etuden vornimmst, diversen Streichquartetten Leben einhauchst und mit unterschiedlichen Orchestern gastierst, so dient auch dieser wichtige Teil deines Lebens der Suche, der Gestaltung und der Förderung des Schönen.

Da war doch noch etwas? Ah ja, der Eros, der - verschwistert mit deinem geistreichen Humor - dein ganzes Leben und Engagement durchwirkt, entschlackt von jahrtausendealter Körperfeindlichkeit, gleichzeitig subtil und ekstatisch. Er bringt bunte Farben und Freude ins Leben. Er hat in dir einen Fürsprecher gefunden.

Ist das Reifen der Menschheit ein Teig, hin zu einem köstlichen Brot? Dann bist du die Hefe; oder ein köchelndes, vollwertiges Gericht aus Mais und Gemüse? Dann bist du das Salz. Danke für Dein Sein! Ad multos annos! Dein Martin.

Ein Ökologe inspiziert La Gomera

Kurt Meyer

Romanist, Gymnasiallehrer, Publizist



*W*IELES *fi*ele leichter, könnte man Gras essen – so lautet ein berühmter Satz von Ernst Bloch. Ich wandle ihn ins mehr Prosaische: ... könnte man Energie, möglichst ohne Verluste, direkt von der Sonne bekommen.

Beat gehörte zur Crew der Sun21, die bloss mit Solarenergie, ohne einen Tropfen Treibstoff, den Atlantik überquerte. Meteorologische Unbilden führten zu einer Verzögerung der Solarbootreise, insonderheit konnten mehrere kanarische Inseln nicht, wie geplant, angesteuert werden. Für Beat ein Grund, die Insel La Gomera bei nächster Gelegenheit zu inspizieren. Er kam mich also in Santiago de Gomera besuchen.

Beat auf La Gomera. Die Insel wird zu Fuss erkundet, tagelang durch die trockenen südlichen *barancos*, die Täler, wo Kakteen, Palmen, riesige Agaven, Felsblumen, Eukalyptusbäume wachsen, wo verschiedene Sukkulente, auch die vielgerühmte Aloe Vera, lange Trockenzeiten bestens überstehen. Wir klettern durch wasser-

lose, ausgetrocknete Bachbetten, auf dem harten Vulkangestein, gelb, rot, grau, braun, weiss, gleichsam auf dem Skelett der Erde. Wir stossen auf abgelegene zerfallende Steinhäuser, wo eine alte verkrümmte TV-Antenne lautlos vor sich hinrostet. Es schmerzt, die vor zwanzig, dreissig Jahren noch bewohnten einfachen, nun aber aufgegebenen Siedlungen im Dämmerzustand anzutreffen; zu sehen, wie die zahllosen Stützmauern langsam zerfallen, die fruchtbaren Anbauflächen veröden, verganden.

Wir durchqueren den geheimnisvollen Lorbeerwald, Laurisilva, wo der fast tägliche Nebelniederschlag die Wälder feucht hält. Nur spärlich dringen Lichtstrahlen durch die dichten Baumkronen der Lorbeerbäume, Erdbeerbäume, Myrten, Eschen und Zedern. Das Kernstück des Nebelwaldes ist der Nationalpark Garajonay, wo die immergrünen Farne zwei Meter hoch werden und Bartflechten von den Bäumen hängen, wo es nach feuchtem Moos riecht. Der Wald, einer der letzten Urwälder Europas, wirkt wie ein lebendes Fossil. Beat ist fasziniert vom Ökosystem, das seit der Eiszeit unverändert funktioniert: der Passatwind führt in den Höhenlagen der Insel zu Wolkenbildung, zu einer beständigen feucht-kühlen Witterung, nicht selten zu beträchtlichen Niederschlägen – die Wasserzufuhr für die Inselbewohner, die Touristen, ist gesichert. Wirklich gesichert? Nebelwälder gehören zu den stark gefährdeten Ökosystemen der Erde.

Vieles fiel leichter, könnten die Menschen Gras und Heu und Blätter ... könnte die Energie direkt von der Sonne oder aus den Lüften bezogen werden. Wir sitzen im Schatten kanarischer Dattelpalmen und meditieren über El Hierro, die Nachbarinsel, die stolz darauf ist, das erste energieautarke Eiland der Welt zu sein. Kürzlich ist auf der kleinsten Insel der Kanaren ein Wind-Wasser-Kraftwerk in Betrieb gegangen, das die Bewohner mit erneuerbarer Energie versorgen soll. Solches ist möglich, weil die Windräder, dank dem Passatwind, während Tausenden von Stunden im Jahr im Einsatz sind. Das alte Dieselwerk bleibt für Notfälle noch betriebsbereit. El Hierro möchte als grüne Insel, als Biosphärenreservat, international bekannt werden. In wenigen Jahren sollen die auf El Hierro zirkulierenden Autos elektrisch betrieben sein. Damit wäre die Insel der

erste emissionsfreie Ort der Welt: ein Vorbild. Im Unterschied zu El Hierro wird La Gomera von einem erdölbetriebenen Kraftwerk mit elektrischem Strom versorgt – die Nutzung der Windkraft erfolgt zögerlich.

Lieber Beat, Du hast Dir selber ein Bild von La Gomera gemacht, hast die Pracht und die elementare Schönheit der Insel erlebt: Wind, Fels und Sterne. Licht, Farben und Wolken. Fülle und Kargheit.

La Semaison

Nach Deiner Abreise habe ich mich wieder der *Semaison* zugewandt, was natürlich mit Dir und Deinen Tendenzen zu tun hat. Der Dichter Philippe Jaccottet – ein Natif aus der Provence, dessen Übersetzer ich geworden bin, und der mich seit Jahr und Tag beschäftigt – hat mehrere seiner Bücher mit *La Semaison* überschrieben. *Semaison* heisst, laut dem Wörterbuch Littré: *dispersion naturelle des graines d'une plante*, natürliche Verwehung der Samen einer Pflanze. Auch wenn Philippe Jaccottet nicht von Ökologie oder Nachhaltigkeit spricht (er meidet die grossen Worte), hat er eine Weise des Sprechens über die Natur hervorgebracht, die ... Hören wir ihm ganz einfach zu, wie vorsichtig, zögernd und unendlich geduldig er die Welt befragt, und wie er immer wieder von vorne beginnt.

Mehr als ein halbes Jahrhundert lang hat er Aufzeichnungen gemacht, eher absichtslos, beiläufig, in einfachen *carnets* notiert, was ihm von einem Tag zum andern begegnet ist, worüber er nachgedacht hat, aber auch, was aus der Tiefe der Welt kommt. Er macht Notate zu dem, was der Blick flüchtig wahrnimmt, was mit Worten oft kaum auszudrücken ist. Etwa das unmittelbare Erleben von Schönheit – und deren Verlust.

Der Dichter als Spaziergänger, Beobachter, Leser und Zeuge, der die elementaren, existentiellen Grundfragen umkreist, bleibt unbeirrbar und konstant der Erde treu, dem Berührbaren, Sichtbaren, Erfahrbaren. Er notiert: *Wenn er nur nicht verlernt, auf der Erde zu wohnen*. Ist er im Freien tätig, schaut er zum Himmel hoch und protokolliert dessen immerwährenden Wechsel: *Und trotz allem war*

da die Sonne, das Blau des Himmels und das Grün der Bäume, die Geräusche, die Wärme ... der Raum, die unsichtbare und weite Luft; dieser lebendige Raum, den ich eines Nachts wiederentdeckt hatte, als ich durch den Garten ging, um Küchenabfälle auf den Haufen zu werfen.

Seit dem Erscheinen des ersten Bandes seiner *Semaison* hört Philippe Jaccottet nicht auf, auch die unscheinbarsten Naturerscheinungen festzuhalten, den Flug der Vögel, die Blumen am Wegrand, die Geräusche des Windes in den Bäumen, das Licht, kurz: die Schönheit der Welt. Genauer: wie die Schönheit den Menschen zu leben hilft. Nun gibt es aber nicht wenig, was das Gemüt des Dichters verdüstert, ihm das innere Gleichgewicht zu rauben droht, sei es die Weltlage, die er wie ein Seismograph wahrnimmt, sei es die Zerstörung von Natur und Landschaft – bis zu deren Untergang. Gibt es ein wirksameres Antidotum gegen die mannigfachen Gefährdungen der Schönheit, als geduldig das immer noch vorhandene Schöne aufzuzeigen? So wird der Dichter nicht müde, den Menschen, der an kein Paradies mehr glauben kann, weder «im Himmel» noch auf Erden, der nur mehr die Hölle sieht, auf «das Andere» hinzuweisen. Er ist nicht bereit, der zunehmenden Verdüsterung das Feld zu überlassen. Er sucht nach etwas, was die Verzweiflung kuriert.

Das ist allerdings gar nicht so einfach. Einmal versucht er zu sagen, was gesagt werden könnte an Schönstem, Ruhigstem und stetig Leuchtendem und Leichtem, *zu Ehren der Welt, zu Ehren der Augen der Menschen*. Etwas zu sagen über diese gewaltigen, belebten und klaren Räume, über die Berge am Horizont, die Bäume, die Blumen, über das Geheimnis von allem, was aufsteigt von der Erde, also das Geheimnis des Vielfachen und Unzählbaren. Das hiesse auch, Worte zu finden, welche die Welt nicht verstecken, sondern offenbaren... Die Vision von etwas Unermesslichem endet überraschend einfach: *Ich möchte nichts anderes sein als ein Mensch, der seinen Garten giesst und, auf diese einfachen Arbeiten bedacht, diese Welt in sich eindringen lässt, die er nicht lange bewohnen wird. Das Brot der Luft.*

Der Löwenzahn auf der neuen Fünzigernote

Lebensfreudiger und kluger Beat: Wir haben auf dem äussersten Vorposten Europas, auf der Insel La Gomera, unsere Erfahrungen gemacht, Grandioses und Bedenkliches gesehen. Nun sollte ich noch erklären, warum ich hier ziemlich ausführlich auf Philippe Jaccottet und seine *Semaison* zu sprechen komme. Das hat mit der neuen schweizerischen Fünzigernote zu tun, auf der eine scheinbar unauffällige Pflanze, der Löwenzahn, abgebildet ist. Das Bild auf dem Geldschein zeigt die Samen der Pflanze just im Augenblick, da sie vom Wind in alle Welt getragen werden, dorthin, wo sie günstige Bedingungen zum Keimen vorfinden. Es ist die Schweizerische Nationalbank, welche mit der Abbildung auf dem neuen Geldschein den Prozess der *Semaison* ins Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit rückt. Die neue grüne Note soll, so möchte es die Schweizerische Nationalbank, den Blick in die Zukunft richten. Auf den weiteren Noten sollen in den nächsten Jahren, neben dem Wind, die Zeit, das Licht, die Materie und das Wasser dargestellt werden. Mit dem Hinweis auf den Löwenzahn, auf die Windausbreitung der Samen, wird ein Fingerzeig gegeben: mag man sich zurückbesinnen auf die sich selber regulierende Natur. Aufgepasst auf die Tendenz, die Natur mit technologischen, mit biotechnologischen Eingriffen zu sehr in eine bestimmte Richtung lenken zu wollen.

«...und zuoberst ein Büschel Lavendel — wunderbar»

Felix Hefti, Geigenbauer



ER BEAT ist schon bei mir im Auto mitgefahren, er hat es gut überlebt...

Ich habe schon viel an seinen Geigen operiert und sie atlantikauglich gemacht, alle haben es überlebt. Der Beat spielt viel auf seinen Geigen, gut und mit Elan, so wie das Meiste mit Elan und gut, ihr wisst schon... Wir kennen uns schon sehr lange, Issirac war der Ausgangspunkt und mein Beruf der Öffner für viele wunderbare Sommer auf seinem «Güetli».

In letzter Zeit sehen wir uns mehr in Basel, ob zum Schwimmen im Rhein, zu einem Umtrunk in seinem Heiligtum, dem Garten oder ganz spontan in der Stadt. Es ist nicht ganz einfach, den Beat zu treffen, er ist auf Achse, immer.

Ich bewundere das sehr an ihm, er ist schaffig, im positiven Sinne, in seiner «UB» (Universitätsbibliothek), an all den vielen Sitzungen der Grünen, Autofreien, VCS, Quellenprojekt der Ökogemeinde Binningen, Akos Weinhandlung, Besprechungen über seine Publikationen... Er genießt die Zeit mit seiner Karin, und es kommt mir der Verdacht auf, er würde liebend gerne die ganze Zeit mit dem Schatz verbringen.

Zum Elan gehören auch seine Velofahrten in schnittigem Tempo durch die ganze Stadt; andere sitzen mit 65 Jahren nach der Pensionierung vor der Glotze oder züchten Orchideen, nicht so der «B.v.S.», er nicht, er wird, so scheint mir, mit jedem Jahr aktiver und motivierter. Seine etwas andere Art, durchs Leben zu gehen gefällt mir — es gibt zu wenige solcher «schrägen Vögel» die sich vielen Normen entziehen und doch immer auf dem Laufenden und bestens vernetzt und informiert sind.

Seine Rösti auf dem Terrässli, sein biologisch-dynamischer Vollreis im Sonnenkocher und sein «Schinznacher» Weisswein sind Kult. Auch die Manier, der Mutter Natur und ihrem gnädigen Regen den Geschirr-Abwasch zu überlassen, sucht ihresgleichen. Ein Bild vom Beat hat sich mir besonders eingepägt: da fährt er auf seinem mindestens 30 jährigen, bestens gepflegten roten Halbbrenner Koga Myiata, in Badehosen, und mit einem schlappen Strohhut auf dem Kopf, bei sengender Hitze, die Sonne im Zenith, von Isirac an die Bahnstation Bollène im Rhonetal, den Weidekorb auf dem Gepäckträger irgendwie festgezurrt, darin sein Laptop: und zuoberst ein Büschel Lavendel – wunderbar!

Lieber Beat, bleib so wie du bist, dann kann gar nichts schiefgehen. Und ich freue mich jetzt schon auf ein Glas kühlen Schinznachers in deinem Garten und auf die Umsetzung unseres kleinen Geheim-Projekts in diesem Jahr!

Ungebärdig – und musikalisch Anekdotisches aus gemeinsamer Studienzeit

Luzi Schucan

Altphilologe, Historiker, Schüler von Werner Kaegi



S MUSS Mitte der 1960er-Jahre gewesen sein, als mir der Kommilitone mit dem hohen schmalen Gesicht und dem adligen Namen zum ersten Mal aufgefallen ist. Scarpatetti? Das war doch der Name, der in Cunter, am Eingang zum Oberhalbstein, just an der engsten Strassenstelle hoch oben an einer Hausmauer stand. Noch heute stellt sich mir dort jedes Mal, wenn ich ins Engadin fahre oder zurück, die Tgesa Scarpatetti in den Weg. Aber da ist nichts von «von», kein Adel – wie sollte auch, hat mich doch mein Vater schon früh gelehrt, die Bündner hätten

zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Adelsprädikate abgeschafft! Ja, auch das unsrige, das ein Vorfahr im 16. Jahrhundert seinerzeit von Kaiser Ferdinand I. als Dank für die Vermittlung von kräftigen Engadiner Burschen und wohl auch für viel Geld erhalten hatte. Jener Vorfahr Janett Schucan übrigens, dessen Sohn Jachem eine Ursula Scarpatetti geehelicht hatte, wie ich erst kürzlich entdeckt habe. Adel hin, Adel her – bin ich etwa mit meinem früheren Kommilitonen B.v.S. über elf Generationen zurück verwandt?

Ich habe wenig konkrete Erinnerungen an Kontakte und Erlebnisse mit diesem B.v.S. während des Studiums. Wir sassen wohl gemeinsam während etlicher Semester in Werner Kaegis überfüllten Seminaren, haben vielleicht auch zusammen in Wolfram von den Steinens intimen und weihevollen Lektürestunden an sommerlich-heissen Nachmittagen dahingedöst. Deutlicher in Erinnerung geblieben ist mir die feierliche Szene von Ende Januar 1965, als Edgar Bonjour zu Beginn der Seminarsitzung des kurz zuvor verstorbenen Winston Churchill («Tschrtschll» – ich hab's noch in den Ohren!) gedachte, nicht ohne vorher die Corona ermahnt zu haben, von diesen Worten nichts aufzuschreiben. Als er dann sah, wie B.v.S. auf seinem Pult etwas zu Papier kritzelte, und wohl annahm, dass da einer entgegen seinem Verbot die hehren Gedenkworte für die Ewigkeit notierte, schleuderte er ex cathedra den Bann durch den Saal: «Ich erkläre Sie offiziell zum unanständigen Kerl!» (B.v.S. hat zwar einen anderen Wortlaut in Erinnerung; aber nach 50 Jahren darf in der *oral history* so viel Unschärfe sein.) Als der Gemassregelte den Hörsaal verliess, waren wir Kommilitonen vermutlich sehr ergriffen... Aber nicht lange: Als der Professor dann pathetisch schloss, er habe ins Kondolenzbuch in der britischen Botschaft zu Bern nur die schlichten Worte eingetragen *requiescat in pace*, war es für die paar Altphilologen unter den Historikern schwierig, ob des Lateinfehlers nicht laut loszuprusten.

Kostbarer ist mir eine andere Erinnerung: Zusammen mit Heiner Senn und Christiaan Hart Nibbrig spielten B.v.S. und ich anlässlich einer Historiker-Serenade im Kreuzgang des Staatsarchivs zwei Flötenquartette von Mozart. Und weil B.v.S. den Hausarzt von Karl Barth kannte, durften wir dann diese schöne Musik nochmals bei

und für Karl Barth zu Hause spielen. Zum Glück war dann dort der Hausarzt ebenfalls zugegen, der uns vor dem letzten Satz aufzuhören bat, da das Herz des bald Achtzigjährigen offenbar arg zu schwingen angefangen hatte bei den seligen Mozartklängen. Das berühmte Dictum von Karl Barth, wonach die Engel im Himmel für Gott nur Bach spielten, wenn sie aber unter sich seien, immer Mozart, ist damals nicht gefallen. Aber meiner verblassten Erinnerung nach hat sich Karl Barth bei uns bedankt mit einem Hinweis in der Art von: wenn er Papst wäre, würde er Mozart heiligsprechen.

Gedanken zu einem 75. Geburtstag

Ernst Ziegler

Historiker, a. Stadtarchivar St. Gallen

*Ein gutes Schicksal möge es so fügen,
daß die Festschrift auf einen Anderen abgewälzt werden könne.*

*Was man sich doch auf Hoch- und andern Schulen mit solchen Festschriften plagt!
Es gibt wohl Leute, die immer auf so was gerüstet sind und die man sogar damit glücklich macht, aber Andern bereitet man mit solchen Aufträgen oft große Pein.*

Jacob Burckhardt an Bernhard Kugler,
Basel, 28. August 1874



ON Immanuel Kant stammt die Feststellung, Geburt sei keine Tat desjenigen, der geboren wird, und in der «Trostschrift an Marcia» schreibt der römische Philosoph Seneca (um 4 v. Chr.-65 n. Chr.): «Nulli contigit impune nasci.» Niemandem sei es zugefallen, ungestraft geboren zu werden.

Daran erinnerte ich mich, als ich das Packpapier des «Kulturprojekts Silvania» in Händen hielt, denn mir schwante Böses. – Nach dem Neuplatoniker Iamblichos aus Chalkis (um 250-um 330 n. Chr.), der ein Werk «Über die Phythagoreische Lehre» schrieb,

hatten die Pythagoräer «die Überzeugung, nichts, was dem Menschen zustoße, dürfe die Einsichtigen unerwartet treffen, man müsse vielmehr auf alles gefasst sein, worüber man nicht selbst Herr sei». Auf das, was in diesem wortreichen Schreiben stand, war ich nun allerdings mitnichten gefasst, bat doch darin eine mir gänzlich unbekannte «Ökogemeinde Binningen» um einen Beitrag zum Thema «Kultur und Ökologie» für eine Festschrift zum 75. Geburtstag von Freund Beat von Scarpatetti. Da ich mit Waldmenschen, Ökologie, «Öko-Konversion» mit Ö oder Oe u. dgl. nichts am Hut habe, tat ich dies dem Geburtstagskind und einstigen Kommilitonen am 3. Dezember 2015 in einem Brief mit aller Deutlichkeit kund und schlug ihm vor, mich aus dem Spiel zu lassen! Er aber, ganz Gentilhomme, schrieb zurück, er freue sich auf einen «sicherlich gewürzten Beitrag». Weil ich von Ökologie keine Ahnung habe, will ich es mit dem, was vielleicht unter «Kultur» subsumiert werden könnte, versuchen. Ich greife dabei auf zwei Gewährsmänner zurück, mit denen ich mich seit meiner Pensionierung im Jahr 2003 sozusagen täglich beschäftige: der Philosoph Arthur Schopenhauer (1788-1860) und der Historiker Jacob Burckhardt (1818-1897).

Nun war ausgerechnet Burckhardt kein Freund von Festschriften, wie das diesem Beitrag vorangestellte Zitat belegt, und er hatte auch nichts übrig für allergattig Ehrungen. Als man ihm beispielsweise 1875 den vom bayrischen König bestimmten Maximiliansorden für Verdienste in Wissenschaft oder Kunst anhängen wollte, schrieb er an Paul Heyse (1830-1914), man solle damit «einen Andern glücklich» machen.

Festschriften, Freundesgaben, Orden, Preise, Ehrendoktorate und was es sonst noch an Auszeichnungen gibt – alles zur Ehre und zum Ruhm des damit Dekorierten.

Dazu gäbe es einen schönen Festschriften-Beitrag zu gestalten, hat doch Arthur Schopenhauer viel darüber nachgedacht und «Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm» ein schönes Kapitel geschrieben in seinen «Parerga und Paralipomena». Burckhardt übernahm das Dictum Schopenhauers, «daß der Ruhm vor Denen flieht, die ihn suchen, und Denen folgt, die ihn vernachlässigen» und notierte in seinen Vorlesungsvorbereitungen «Über das Studium der

Geschichte»: «Aber der Ruhm, welcher vor denen flieht die ihn suchen, folgt denen nach welche sich nicht um ihn bemühen.» Burckhardt suchte den Ruhm nicht – im Gegenteil, schrieb er doch an Georg Dehio 1892, als er 74 Jahre alt war: «In hohen Altersjahren, da man ohnehin Niemanden mehr nützlich sein kann, ist das Ausleben in völliger Stille das Ersehnteste.»

Manfred Welti, der unserem Lehrer Werner Kaegi (1901-1979) zwei Biographien gewidmet hat, überschrieb einen Teil in seinem zweiten «Büchlein» (2015), wie er es nannte, mit «Kaegis Ruhm und dessen Bedingtheiten»; die zwei ersten Sätze sind bedeutend: «Ruhm ist etwas Unbeständiges, den Launen der Zeit Ausgeliefertes. Er entsteht bei Wenigen, dauert eine Weile an und verschwindet bei den meisten Betreffenden wieder.» (Ich nehme aber nicht an, dass sich der «Kaegi-Doktorand 1970», Beat von Scarpatetti, mit solcher Lektüre bekleckert, hat er doch Kaegi einst als «Naivling», «Hasenfuss» und als «epigonale Carboncopie» Burckhardts bezeichnet.)

Wir leben in einer Zeit grosser Fortschrittsgläubigkeit, wobei vor allem Politiker, Ökologen, Wirtschaftsmagnaten, sogenannte «CEOs» u.ä. zu dieser Glaubensgemeinschaft gehören. (Es ist wahrlich ein grosser Fortschritt, dass sich heutzutage jeder noch so kleine Ladenbesitzer oder vermutlich sogar der Raiffeisen-Sparkassen-Verwalter von Siselen-Finsterhennen Chief Executive Officer nennen darf.)

Nicht zu dieser Sekte gehörten Arthur Schopenhauer und Jacob Burkhardt. In seinen Notizen zur Vorlesung «Über das Studium der Geschichte» steht: «Aber weder Seele noch Gehirn der Menschen haben in historischen Zeiten erweislich zugenommen.» Was heisst zugenommen? Abgenommen haben sie in unserer dekadenten Zeit, in der, gemäss Schopenhauer, die Welt «ästhetisch betrachtet, ein Karrikaturenkabinet, – intellektuell, ein Narrenhaus, – und moralisch eine Gaunerherberge, en gros et en détail» ist.

In seinem Hauptwerk «Die Welt als Wille und Vorstellung» schreibt Schopenhauer, man solle nicht glauben, «daß die Zeit etwas wirklich Neues und Bedeutsames hervorbringe» und zum Ziel «die höchste Vervollkommnung des letzten, dreißig Jahre lebenden

Geschlechts» habe. Dazu hat Schopenhauer festgestellt, jedes Zeitalter, «auch das erbärmlichste», halte sich für viel weiser, «als das ihm zunächst vorhergegangene, nebst früheren» und das Heute schaue «mit Geringschätzung auf das Gestern» herab. Ein Haupthindernis der Fortschritte des Menschengeschlechts bestand für ihn auch darin, «daß die Leute nicht auf die hören, welche am gescheuesten, sondern auf die, welche am lautesten reden».

Im Wintersemester 1854/55 hielt Jacob Burckhardt eine Vorlesung über «Alte Geschichte», die er später noch dreimal angeboten hat. In den Notizen dieser Vorlesung lesen wir: «Sobald man einmal weiß, daß es keine glücklichen, goldenen Zeitalter im phantastischen Sinne gegeben hat, noch geben wird, bleibt man frei von der törichten Überschätzung irgendeiner Vergangenheit oder von törichtem Verzagen an der Gegenwart und von törichter Hoffnung auf die Zukunft.» In seinen Vorlesungsnotizen schrieb Burckhardt in diesem Zusammenhang u.a. Folgendes: «In der neuern Zeit machte sich eher eine Theorie der wachsenden Vervollkommnung geltend (der sogenannte Fortschritt), zu Gunsten von Gegenwart und Zukunft. [...] Unsere tiefe und höchst lächerliche Selbstsucht hält zunächst diejenigen Zeiten für glücklich welche irgend eine Aehnlichkeit mit unserm Wesen haben; [...] Ganz als wäre Welt und Weltgeschichte um unsertwillen vorhanden. Jeder hält nämlich seine Zeit für die Erfüllung der Zeiten, und nicht bloß für eine der vorübertreibenden Wellen.»

Burckhardt kannte jene Stelle in Schopenhauers «Gedankenbuch» aus dem Jahre 1836 wohl kaum, wo die drei Bücher «Rhetorik» des Aristoteles besprochen wurden; zu dessen zweitem Buch notierte der Philosoph u.a.: «Die meisten Affekte und Geisteszustände, auch nach Alter, Rang, Lage, werden abgehandelt, mit großer Menschenkenntniß. Die feinen und richtigen psychologischen Bemerkungen finden noch heute tägliche Belege und zeigen, wie unverändert das Menschengeschlecht im Wesentlichen geblieben.»

Eine gewisse Fortschrittsgläubigkeit kann dem Basler Schopenhauerianer aber doch nicht abgesprochen werden, wenn er in einem Brief von 1878 schreibt: «Ich meinerseits fände die Vollendung

des Gotthard vorzüglich deßhalb wünschbar weil wir dann wohlfeilen italienischen Wein, und zwar in Masse, bekämen.»

In Burckhardts Notizen der Vorlesung über «Neuere Geschichte seit 1450» findet sich folgender schöner Passus über Vergangenheit und Mittelalter: «Wir wehren die Illusionen ab: zunächst, als wäre die Menschheit im höchsten Grade begierig und sehnsüchtig gewesen, aus dem Mittelalter als einem dunkeln, unglücklichen Zustande herauszukommen. Das Mittelalter ist vielleicht im Großen eine Zeit der heilsamen Zögerung. Hätte es die Erdoberfläche ausgenützt wie wir [um 1870], so wären wir vielleicht gar nicht mehr vorhanden. (Ob es schade um uns wäre?) [...] Ferner wehren wir uns gegen die Illusion, als hätte die seitherige Entwicklung im Großen und Ganzen zum Glück geführt. Die Illusion der Jahre 1830-1848 näherte sich wirklich diesem Wahn; aber im Hinblick auf die Wolken, welche über dem Ausgang unseres Jahrhunderts hängen, wird man wohl behutsamer reden müssen.»

Schopenhauer war der Meinung, die Erdoberfläche sei «nicht geeignet eine unendlich lange Zeit hindurch der Wohnplatz des Menschengeschlechts zu seyn: denn sie enthält viele Nothwendige Dinge in endlicher also erschöpflicher Quantität und die sich nicht wiedererzeugen: z.B. Steinkohlen und Metalle».

Das «finstere Mittelalter», dessen Schätze, u.a. in der Stiftsbibliothek St. Gallen, uns an ein «leuchtendes Mittelalter» denken lassen, klingt hier an. Und das Mittelalter als «eine Zeit der heilsamen Zögerung», was für eine fabelhafte Interpretation! Dagegen die Ausnützung der Erdoberfläche unserer Zeit, die noch immer an die Unerschöpflichkeit vieler «notwendiger Dinge» und an einen Fortschritt glaubt.

In der stenographischen Hörenachschrift besagter Vorlesung habe ich die Frage: «Ob es schade um uns wäre?» nicht gefunden. Eine Anfrage bei Schopenhauer in Frankfurt beantwortete der Philosoph mit einem klaren Nein; es wäre keineswegs schade um uns, meinte er. Burckhardt, den ich in der «Veltlinerhalle» fragen konnte, sagte, er müsse noch ein «Zweierli» trinken, und er könne mir dann auf dem Heimweg Auskunft geben...

Den versöhnlichen Schluss bilde Friedrich Schillers Gedicht an seinen Freund, den Balten Gustav Johann Conrad Behaghel von Adlerskron (1766-1842):

*Freund, wandle froh auf den betreten Pfaden,
Verborgен zwar schlingt sich des Schicksals Faden,
Doch lenkt ihn deines Schöpfers Hand –
Und an der Liebe leichtem Rosenband
Will Freundschaft durch das neue Leben
Ermunternd dir zur Seite schweben –
Vergiß des Belts beeisten Strand,
Vergiß ein Glück, das du mit edlem Stolz verstoßen;
Ein freier Geist der Wahrheit aufgeschlossen,
Ein Mut, mit Prüfungen bekannt,
Ein edles Herz, mit Sympathie ergossen
Und eingeweiht im Schönen und im Großen,
Macht froh bei jedem Los und groß in jedem Stand,
Macht jede Flur – zum Vaterland.*

Ernst Ziegler an seinen Freund Beat Matthias Ritter von Scarpatetti

Die Waldhandschrift im «Bödmerenwald»

Daniela Schlettwein

*Ärztin, Patronin des Solarbootprojektes «Transatlantic21» und der
«Sun21»*



E A T, der, die Waldhandschrift offen in der Hand,
durch den Urwald von Schwyz («Bödmerenwald»)
führt

Beat, der voller Begeisterung eine Inschrift neu
übersetzt

Beat, der Schwerenöter, bestandene Frauen der
sun21 wollen nicht ins gleiche Gasthaus

Beat, schreibt Tagebuch auf der Transatlantikfahrt, wortgewal-
tig, voller Begeisterung, Fetzen fliegen in die Schweiz, man riecht
das Meer, schmeckt den Fisch, freut sich auf mehr, kaum in Europa
zurück, lässt er sich den Computer stehlen

Beat, der überall seine Geige hervorholt und einfach Musik
macht

Beat, vor allem natürlich auch der Autofreie, bewundert, konse-
quent, voll strategischer Pläne —

und plötzlich setzt er sich in Dein Auto und fährt Dich zur Kon-
trolle —

von einem Autofreien gefahren zu werden - also das kann ich
jedermann nur empfehlen

Mein Freund B.v.S.

Kaspar Birkhäuser

Historiker, Lehrer, a. Landrat der Baselbieter Grünen,

langjähriger Präsident von «Le Bon Film», Liebhaber des Jazz



.v.S.» – so apostrophiert sich mein Freund Beat gerne. Er schreibt mir in einem barocken Stil, den ich erst beim zweiten Lesen verstehe, mit vielen witzigen Abkürzungen und grüner Tinte auf gebrauchten Briefumschlägen und Makulatur, oder dann auf braun getöntem Umweltschutzpapier, das einen Ehr-

furcht erheischenden Briefkopf trägt. Früher verblüffte er mich auch durch seine virtuose Anwendung von mechanischen Schreibmaschinen. Er konnte sogar zwischen den Zeilen schreiben.

Ein treuer, guter Freund ist mir Beat tatsächlich, seit wir uns vor etwa vierzig Jahren im Zusammenhang mit Binniger Öko-Arbeit kennengelernt haben. Und Treue beweist er, indem stets *er* sich bei mir meldet und Treffen anregt. Uns verbindet die grosse Sorge um die menschliche Übernutzung der Biosphäre. Daher unterstützen wir uns gegenseitig in unseren entsprechenden Engagements immer wieder.

Wir haben in der Verkehrspolitik zusammengearbeitet. Beat gab mir stets zuverlässig Rückendeckung, als ich mich in der VCS-Sektion beider Basel engagierte. Nun macht er selber Karriere beim VCS – bis in den Zentralvorstand. Er ist Initiant und Präsident des «Clubs der Autofreien» (CAS), der im VCS aufgegangen ist.

Beat respektiert und schont die Umwelt seit Jahrzehnten. Nicht nur fährt er im Stadtbereich alle Wege mit dem Velo, er legt auf dem Drahtesel auch beachtliche Überlandstrecken zurück. So fuhr er mit Kind und Kegel regelmässig den Weg von Bollène im Rhône-tal zu seinem Haus auf der Hochebene südlich der Ardèche hinauf. Selbstverständlich verzichtet er auf das Fliegen und ist ein passionierter Bahnreisender, der die Fahrpläne auswendig kennt. Am

liebsten in Zügen mit Waggons, deren Fenster sich noch öffnen lassen.

Hilfsbereit ist Beat auch auf persönlicher Ebene. So nahm er mich nach der Trennung von meiner ersten Frau für mehr als ein Jahr in seinem Haus auf. Und er bietet auch anderen «Vögeln in der Not» Unterschlupf, etwa einem deutschen Galeristen, der in die Mühlen der Strafjustiz geriet. In diesem lernte ich übrigens den ersten Verganer kennen und liess mich von ihm über die Leiden «vergewaltigter Kühe» aufklären.

Der extravertierte und eloquente Beat kennt in seinem Umfeld überhaupt jedermann und jedefrau und ist ein grosser «Verknüpfer» von Personen, nicht zuletzt an seinen legendären Geburtstagsfestchen, jeweils Ende Mai in seinem Garten in Binningen.

Beat nennt sein Haus in Binningen «Éperon» (Sporn), weil es auf einer Geländeanhöhe steht. Gerne weist er auf eine weitere, frivole Bedeutung dieses Namens hin. Schliesslich ist Beat auch für das Ausleben von «freier Liebe», wobei er dünne langhaarige Elfen bevorzugt, die ihn anhimmeln. Die freie Liebe sei leider unter dem Einfluss der lebensfeindlichen christlichen Kirche unter die Räder gekommen, was auch eine Mitursache für den katastrophalen Umgang der Menschen mit der Natur sei.

Solche schräge Einfälle und Herleitungen zeigen, dass Beat ein ganz eigener Denker ist, der immer wieder Unerwartetes vorbringt und vertritt. Er ist im weitesten Sinne originell. Nur so konnte er seine wunderbare «Waldhandschrift» realisieren und seinen CAS gründen. Derartige Unternehmen führt er gerne wie ein «Patron», der an seine Mitarbeitenden einen Weihnachtsbatzen austeilte.

Auch wenn Beat ein kreativer «Spinner» ist, so ist er trotzdem ein grundsolider Könnler als Mediävist und Handschriften-Spezialist, wie auch als Violinist und Musikkenner. Hören wir ihn nur einmal eine Solo-Sonate oder -Partita von Bach auf der Geige spielen! Dabei übt er diese Tätigkeiten souverän, locker und immer wieder mit kreativem Querdenken aus.

Beat sagt, am besten gehe es ihm im «f.f.f.»-Zustand, nämlich wenn er sich «frisch, frech und fröhlich» fühle. Dann kommentiert er die spießige Welt mit sarkastischen Formulierungen wie «klein-

bürgerliche fette Ente mit null Inhalt» (die Coop-Zeitung), oder er schmuggelt eine selbst erfundene «Quelle» in eine wissenschaftliche Edition. Im frischen und fröhlichen Befinden beschenkt er auch die Menschen um sich herum mit Ständchen auf der Violine. Gerne erinnere ich mich daran, wie er in einem romanischen Kirchlein in Katalonien eine todkranke Reisebegleiterin mit spontanem Spielen auf seiner Geige aufheiterte und beglückte.

Ich wünsche Beat von Herzen ein noch langes Leben und Weben, und dass er uns alle weiterhin mit ganz eigenen Einfällen überrasche!

Downshifting? Ehrensache!

Anette Graupe

Amt für Umwelt und Energie des Kantons Basel-Stadt



BEAT von Scarpatetti ist sich sicher: Der Klimawandel ist auch ein Kulturwandel. So sind vor allem die Kulturwissenschaften in der Pflicht, Position zu beziehen und den Klimawandel zu bekämpfen. Er selber macht den ökologischen Unsinn einfach nicht mit - und fährt zum Auftritt seines Orchesters mit Bahn und Schiff nach Griechenland.

Den eigenen Handlungsspielraum nutzen

Von Hause aus ist Beat von Scarpatetti ein Bündner mit Granitkopf - und ein Changemaker, Vorreiter und Ehrenmann. Der unermüdliche Idealist wurde im Widerstandskampf gegen das geplante Kernkraftwerk Kaiseraugst bei Basel 1975 und durch die partielle Kernschmelze des Atomkraftwerkes Three Mile Island bei Harrisburg, USA, 1979 umweltpolitisch sensibilisiert. Im selben Jahr war er Gründungsmitglied des Verkehrs-Clubs der Schweiz VCS, später dann gründete er selbstständig den Club der Autofreien CAS.

Anfang 2014 wurde der CAS als neue Gruppe «autofrei leben» in den VCS integriert. Die Kräfte können so besser gebündelt werden, um die Vorzüge eines autofreien Lebens bekannter zu machen und autofrei lebende Menschen miteinander zu vernetzen und zu bestärken. Beat von Scarpatetti's Verkehrs-Vision für die Welt von morgen lautet: Genereller Fussgängervortritt ab sofort. Nebeneffekt: Alle Verkehrsschilder würden überflüssig, denn: «Wer Visionen hat, braucht keinen Arzt, sondern Verbündete, Streiter und Mitstreiter - und Wertschätzung».

Beat von Scarpatetti ist der Meinung, ein CO₂-freies Leben müsse honoriert werden - statt geländegängige Allradfahrzeuge im Alltag zu bewundern. Mein Haus, mein Auto, mein Boot. Diese Statussymbole sind für ihn endgültig passé. Status muss einen neuen Wert bekommen. Das Auto ist jedenfalls aus Sicht von Beat von Scarpatetti das Hinterletzte, egal, ob es sich um einen Porsche Cayenne handelt oder den Tesla Roadster, den Ferrari unter den Elektroautos. Ob wir mit selbst geerntetem Obst und Gemüse oder einer grossen Auszeit zu Hause angeben: Downshifting oder Downsizing muss endlich zum ultimativen Statussymbol werden.

Wir sind eine neue Elite

Für ihn ist es eine Sache der Ehre, den ganzen Konsum- und Verschwendungsballast nicht mitzutragen und sich dem Mainstream zu verweigern. So ist Violinist von Scarpatetti im September selbstverständlich mit Bahn und Schiff zum Auftritt seines Orchesters auf den Peloponnes nach Griechenland gefahren. «Wir haben Gestaltungsmacht», mehr noch, «wir sind eine neue Elite», sagt Beat von Scarpatetti. Er meint uns Menschen hier in diesem Land, uns, die nicht krank, verarmt oder anderen Widrigkeiten ausgesetzt sind, die Gestaltungselite. «Wir Europäer haben, global betrachtet, den mit Abstand grössten Handlungsspielraum. Jeder kann Position beziehen und ausstrahlen: Wer kann, geht voran.»

Der Mitbegründer von Ökostadt Basel und der Ökogemeinde Binningen fordert seit Jahrzehnten dazu auf, den eigenen Handlungsspielraum zu nutzen. Denn: Das Wissen ist omnipräsent, wir wissen genau, dass wir handeln müssen. Das Bevölkerungs-

wachstum nimmt drastisch zu, die Ressourcen und der Lebensraum nehmen drastisch ab.

Dabei ist Beat von Scarpatetti kein Naturwissenschaftler, sondern promovierter Historiker und einer der wenigen, die noch alte Handschriften lesen und transkribieren können. Aktuell ist er auf Anfrage der Universität Bern tätig, weil die frühneuzeitlichen Schriften zur Hochwassergeschichte für die Klimageschichte wertvollen Aufschluss geben. Der Schönggeist, der viel Zeit in der Universitätsbibliothek Basel verbringt, sieht seinesgleichen in der Pflicht. Denn die Humanwissenschaftler und -wissenschaftlerinnen sind Übersetzerinnen und Übersetzer der Probleme in Lösungen. Sie haben unter anderem berechnet, was getan werden muss, damit zum Beispiel die Zwei-Grad-Limite eingehalten werden kann. Doch viel zu viele ziehen sich in ihr stilles Kämmerlein, in den Elfenbeinturm oder in ihre beratende Funktion zurück. Stattdessen muss die Wissenschaft endlich in Opposition gehen zur herrschenden Denkrichtung und sie muss der Nachhaltigkeit die erforderliche Priorität einräumen. Viel zu viele Forscherstimmen sagen leise «man müsste mal», statt laut und hörbar zu rufen: «Stopp, es muss anders laufen!» Oder mit den Worten von Al Gore: «Wir haben die seltene Chance, eine gemeinsame und verbindende Aufgabe zu bewältigen, und das im Hochgefühl eines überzeugenden moralischen Ziels.»

Schritte zur Autarkie

Robert Frei

Ing. agr. ETH, Landwirt, langjähriger Projektbetreuer
beim FIBL Oberwil/Frick



OR gut dreissig Jahren waren sich aufgeschlossene Städterinnen und Städter darin einig, dass jeder Mensch und jede menschliche Gemeinschaft eigentlich selbst für sich aufkommen müsse und nicht fremde Leistungen, Güter und Importe zu beanspruchen habe – wenn das nicht in einem gerechten Tausch geschehen kann. Ein Bauernhof bei Therwil mit einigen Hektaren Land stand damals gerade zur Verfügung, und so wurde in Basel 1980 die Genossenschaft «Agrico» gegründet. Zu den Gründungsmitgliedern aus der Stadt und ihrer Umgebung gehörte auch Beat mit seiner Familie. Die Statuten der Mitgliedschaft erforderten auch eine Anzahl Jahresstunden Feld- und Hofarbeit. Man fuhr also per Velo dem Birsig entlang auf den Hof, oft mit den Kindern, und Beat hat mir manchmal gesagt, dass sich die zu jätenden Felder ganz schön in die Länge ziehen konnten. Aber grossartig war schon nur der Duft der Gemüse und Kräuter aus der wöchentlichen Lieferung erzfrischer, rein saisonaler Ware vom Hof, und fröhlich waren die Feste, besinnlich die kleinen kulturellen Beiträge von Mitgliedern. So wurden in einem kleinen Ritual mehrere Bäume gepflanzt, einmal auch mit einer Lesung aus der «Waldhandschrift», begleitet von selbst gespielter Musik – denn der Agrico gehörten etliche Musikerinnen an, darunter auch professionelle.

Ich selbst arbeitete damals – aus einem thurgauischen Hof stammend und selbst gelernter Bauer – ganz in der Nähe, auf dem Oberwiler Bernhardsberg, wo in einer alten Herrschaftsvilla das «Forschungsinstitut für Biologischen Landbau» (FIBL) eingerichtet war. Beat hat oft den von mir und meiner Frau eingerichte-

ten Garten bewundert, und ich hatte immer wieder Gelegenheit, den «Birmattenhof» der Agrico zu besuchen, denn er und das FIBL standen im Austausch und halfen sich mit Land und Geräten aus. Dort sind sich Beat und ich zum ersten Mal begegnet; und zu gleicher Zeit auch im Reformhaus Binningen, das ich jeweils mit Eiern meiner Gutshühner beliefert habe. Beat freute sich, dass das immer per Velo samt Anhänger geschah, aber am meisten hat ihm gefallen, dass ich mir später ein «Twike» angeschafft habe, also dass sich solide Agrikultur mit moderner Solartechnologie verbinden konnte. Wir fanden uns aber auch darin, dass wir beide unser Vergnügen an Witz und Spott miteinander auslebten. Und Beat war jeweils stolz, dass vor seinem Haus ein Twike parkiert war. Ganz hoch ging es her, wenn der befreundete Ruedi Frey vom Binninger Paradieshof – einem der frühesten Bio-Höfe der Region – am Neusatzweg zu uns stiess und es nicht grad wie in einer Sonntagsschule zugging.

Ganz bestimmt war der Hauptgrund, dass unsere Freundschaft so lange schon hält, dass wir viele Einschätzungen der «Moderne» gemeinsam hatten und klare Vorstellungen darüber teilten, was «Ökologie» wirklich bedeutete – und dass vieles auch kompromisslos zu geschehen hatte. Wir waren selbst so, wir konnten einfach nicht anders. Das ist mir in jüngster Zeit auch erst richtig bewusst geworden, als ich meine eigene Lebensgeschichte zu meinem 70. Lebensjahr verfasste. Dass dies handschriftlich geschehen und auch so gedruckt worden ist, hat Beat besonders gefreut. Auch wenn eine ökologische Welt heute ganz anders aussähe, und wir uns – mit vielen andern – als Utopisten vorkommen müssen, es tut einfach wohl, nach Grundsätzen und auch Gefühlen leben zu können, an die man auch wirklich glauben kann. Das schönste Gefühl unter allen ist dann das der körperlichen wie auch der geistigen Autarkie.

Issirac — von Cratoule über Sabonadière nach Campviel

Marianne Lehmann

*Lehrerin und Kunsthandwerkerin aus Biel, zog 1969 mit Gemahl,
vier Kindern und vier Webstühlen in ein altes Gehöft in Issirac,
genannt Cratoule.*



AS DORF ISSIRAC im nördlichen Gard, nahe dem Fluss Ardèche gelegen, umfasst auf grosser Ausdehnung viele Weiler oder Gehöfte. In «Cratoule» wohnend, hatte ich schon länger gehört, da seien im Weiler Campviel ganz besonders «grüne» Leute, die per Velo das Land durchstreiften, im von allem Städtischen abgelegenen Dorf und seiner Umgebung. Der Professor sei völlig unkompliziert, fanden die erzählenden Kinder, und an allem Natürlichen interessiert.

Schliesslich hat ein gemeinsamer Bekannter eine Begegnung inszeniert, und man fühlte sich sofort wie alte Freunde. Im «Truheüsl», wie es bei den Kindern hiess, liebte und liebe ich vor allem den kleinen grasbewachsenen Innenhof, der nie gemäht werden darf, sondern dessen Gras durch das freie Begehen zum Teppich verdichtet wird.

Für die Hausreinigung fanden sich aus dem Nachbardorf zwei Zwillingstöchter und ihre kurlige Schwester «Babette» bereit, die ich kennenlernte, wenn sie, zu Fuss über die Hügelzüge gekommen, die unterteilten Fenster putzten, als ob es «Butzeschibli» wären. Später bekannt wurde ich mit ihrem Vater, wenn er mit dir mit alten Sensen das Gras zwischen den Stöcken im weiten Rebberg mähte. Noch als die Töchter längst streikten, besorgte er Schnitt und Pflege des Rebberges, nachdem der Pachtbauer altershalber aufgehört hatte. Und an Stelle der Töchter bin ich, mittlerweile in der «Sabonadière» wohnend, eingesprungen, und oft nahmen wir

zusammen das ganze Haus vor für die Nachfolgenden, und erörterten vieles, auch ganz Persönliches, während der obligaten Münzenteepause. Am Ende war auch ein Gang zur nahegelegenen Quelle im Felsentälchen des Weilers «Campviel» fällig, mit Kessel und Seil, wobei untrügliche Zeichen der Präsenz einer Art Baum-, Wasser- und Felsenfee sichtbar wurden. Das Wasser schmeckte und schmeckt köstlich, im Gegensatz zum wenig benützten Leitungswasser im Haus.

Ein Garten wurde liebevoll angelegt, von allen gehegt, auch von den Freunden zu Gast oder zu Miete im Haus. Ausser Petersilie, Topinambur (Erd-Artischocken) und Estragon war alles willkommen und wurde ausschliesslich mit Regenwasser aus der alten Zisterne und neugebauten Bassins gegossen.

Seit Jahren darf ich im Frühsommer nachsehen, ob die Kirschen reif seien, und wenn ja, erstgeniessen. Oft ist das zu früh für die Basler. Aber wenn anwesend, ist es für dich, obschon Vegetarier, einerlei, ob die schönen schwarzen oder gelben Kirschen «bewohnt» seien. Beeindruckt bin ich immer, mit wie wenig Gepäck und Verpflegung du jeweils auskommst in deinem «Mas Thébète». Reis hingegen darf nie fehlen im Küchenschrank, denn er eignet sich bestens für den Solarkocher; die Kartoffeln wiederum sind wichtig für die «Holzfeurrösti», die immer ein Grosserfolg ist. Was ich nicht teile, ist deine Vorliebe für auf der offenen Glut geröstetes Brot mit Rauchgeschmack, dein Lieblingsfrühstück, aber zu diesem gehören ja auch der Geissenkäse, ein Gedicht, geholt beim jungen Ehepaar der nahegelegenen Ziegenfarm, und der frische Melissentee. Beeindruckt und erfreut bin ich, wenn du auf der Geige, in London auf dem Flohmarkt gefunden, einige Melodien aufspielst. Diese hast du versprochen dafür, dass wir in deiner Abwesenheit die Lindenblüten abzupften, für das Lieblingsgetränk im Winter. Alles hübsche Familiengeschichten! So bin ich sicher, dass das Gesagte für dich persönlich ist, verbunden mit den herzlichsten Glückwünschen, de tout coeur: Que la vie continue d'être belle et poétique!

Mit dir sein

Von Karin



ELIEBTER BEAT, über unsern Freund Martin Vosseler haben wir uns näher kennengelernt. Es war in einem von ihm geleiteten Fastenkurs, in den Bergen, in Elm. Nun sind es bald drei Jahre, da wir schon zusammen sein dürfen. Unser Sein ist manchmal (zeitlich) sparsam bemessen, doch immer wieder tiefgründig und sinnlich, im Teilen der Natur- und Schöpfungskräfte. Auch das Austauschen über unsere Kinder bringt uns viel.

Du selbst gehst mit grosser Sorgfalt deine ökologischen Wege, bist nicht jemand, der nur redet, nein, du setzt immer wieder um, was du denkst, handelst und lebst danach. Das berührt mich sehr. Deine Begabungen liegen nicht nur im Ökologischen, sondern auch im Zwischenmenschlichen. Du pflegst einen grossen Freundeskreis auf liebevolle Art.

Gleich zu Beginn haben wir unsere Beziehung in unserm Sinn symbolisch eingepflanzt, im Garten — da waren Erde, Samen, Blumenarten. wir haben zusammen gesät, gegossen, gewartet, bis die Saat wuchs und blühte. Noch diesen Frühling haben wir zu deinem Geburtstag eine Rebe und eine Kletterrose gepflanzt, für unser Zusammensein. Wir durchschreiten oft das kleine Eperon-Gärtchen und entdecken, was da alles wieder wächst, kommt und wieder kommt. Ein Spiegel unserer selbst, des Lebens, Sterbens, Wiederaufwachens. Du berührst mich als wertvoller Mensch mit Tief- und Hintergrund; trotz deines Wissens über Vieles bleibst du bescheiden und einfach — das mag ich so an dir. Es sprudelt von Ideen in dir, für die Welt und die Umwelt. Du trägst sie nach aussen, auch wenn es oftmals hart ist, wenn wieder etwas nicht gelingen will. Doch du wirst nicht müde, weiterzumachen, dranzubleiben, lässt dich nicht unterkriegen.

Jetzt, im Frühsommer, kommt die Zeit der langen Abende. Da sucht man den Beat am besten im Garten oder auf seiner kleinen

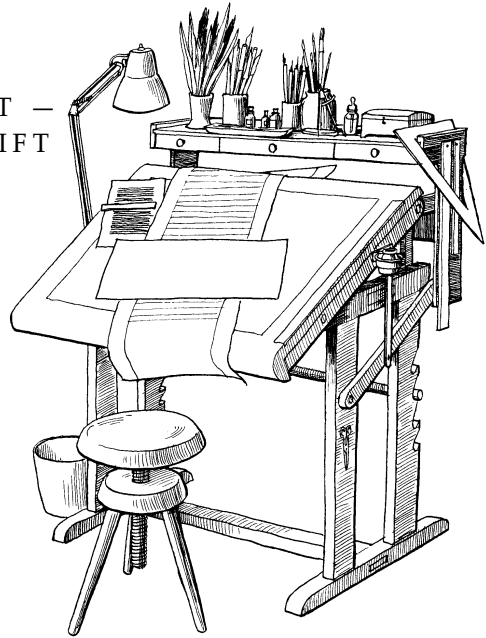
Dach-Kanzel gegen den Sonnenuntergang, da er die warmen, farbenreichen Dämmerungsstunden genießt. Da gibt es langezeit kein elektrisches Licht, alles wird zeitlos und träumerisch. Schön, wenn man diese Stunden zusammen teilen kann, sie bedeuten einen der wenigen Momente, da unsere Welt noch magisch ist. Ich wünsche Dir und uns solche zeitlosen Stunden, wo nichts zählt als die Stille und das Verborgene im geheimnisvollen Licht ...im Westen... Trost und Geborgenheit schenkt.

Zum Schluss ein Gedicht von Lord Byron, für dich, das zu dir passt – danke für deine Liebe zu mir, für dein Dasein. In Liebe – Karin.

*Auf Felsen sitzen, über Fluten träumen
Still sich ergehen auf schatt'gem Waldespfad
In nie von Menschen noch beherrschten Räumen
Die selten, nie ein Sterblicher betrat
Erklimmen einsam des Gebirges Grat
Mit wilden Herden, die nicht Ställe brauchen
Am Abgrund stehn, am schäum'gen Wasserbad
Das ist nicht Einsamkeit, das heisst sich tauchen
In die Natur, die Seel in ihre Seele hauchen.*

II Ökologie – in ihren Variationen

1. EIN CODEX UNSERER GEGENWART – DIE WALDHANDSCHRIFT



Das «Scriptorium am Rheinsprung» als Geburtsstätte der «Waldhandschrift»

Andreas Schenk

Scriptor, Gründer des ersten Scriptoriums am Basler Rheinsprung



M FRÜHJAHR 1985, zwei Jahre nach der Eröffnung des Scriptoriums am Basler Rheinsprung, eins nach der Einweihung des dortigen grünen Kachelofens, in dem Jahr, als von der Firma «Commodore» der Computer «Amiga 1000» und das Programm «Windows 1.01» vorgestellt wurden, als Marc Chagall

und Heinrich Böll starben, als Mexiko von einem starken Erdbeben heimgesucht wurde und in Kolumbien ein Vulkanausbruch die Stadt Armero verwüstete — da betrat Beat mein Scriptorium und fragte mich etwas scheu, wie lange es wohl dauern würde, einen Codex von Hand zu schreiben, und wieviel Geld er dafür organisieren müsste...

Nun, das war für mich ein Ding! Da hab ich mir schon zwei Jahre Einsiedelei im Appenzell oder Ähnliches vorgestellt, inmitten von einer «Pergament»-Herde... Realistisch betrachtet, war es dann, über den Daumen gepeilt, schlichtweg eine unrealistische Sache, da sich kaum ein Financier für ein solches Projekt finden liesse.

Tage, Wochen, unzählige Gespräche führten dann gleichwohl dazu, eine Handschrift über das «Waldsterben» anzufertigen, als pergamentener «Cod. sang. 1999», mit aktuellen Texten von Schweizer Autorinnen und Autoren, um die Beat sich kümmerte. Meine Aufgabe, durch mein Netzwerk eine stattliche Anzahl von Kalligraphinnen und Kalligraphen aufzubieten, mündete in einer gediegenen Zusammenkunft am 1. Juni 1985 in der Stiftsbibliothek St. Gallen. 45 Kalligraphinnen und Kalligraphen aus allen Landesteilen waren anwesend, es war sehr beeindruckend und überhaupt das erste Mal, dass wir alle zusammensassen, in Einigkeit das Projekt befürworteten und die Gründung der Kalligraphischen Gesellschaft der Schweiz in Erwägung zogen. Es dauerte Monate, bis all die Texte vorlagen und die ganze Zusammenarbeit aufgegleist war.

Im September 1985 stand eines Morgens ein eher zurückhaltender Jüngling bei mir im Scriptorium und stellte sich als Klaus-Peter vor. Legte mir ein handgeschriebenes Buch mit Miniaturen auf den Schiefertisch, ob dessen ganzer Illuminierung ich mich begeistert freuen konnte. Da war endlich jemand da mit einem Potenzial, wie ich es gerne weiter fördern würde. Er meinte, er möchte zu mir in die Lehre kommen... Er blieb in der Tat ein paar Jahre am Rheinsprung und im Atelier an der St. Johannis-Vorstadt, und ich stellte ihm alles Erdenkliche zur Verfügung, was er nur brauchte. Er wurde zu unserem hervorragenden Schreibmeister und Illuminator des Codex 1999. Manchmal kommen die richtigen Momente zu ihrer Zeit.

Am 11. Januar 1986 trafen sich Beat, Klaus-Peter, Elisabeth Megnet, Hans Hagmann, Peter Friedli, Roland und Silvia Nyffeler im Kloster Mariastein zur ersten Besprechung der Waldhandschrift. Bereits eine Woche später trafen wir uns wieder gemeinsam beim Pergamentmacher Fritz Graber in Huttwil, um die Produktion der dafür nötigen Pergamente an die Hand zu nehmen. Diese erhielten wir aber schliesslich von Stefan Berger und der Gerberei Bader im Basellandschaftlichen Gelterkinden. In der Folge gründeten wir am 1. November 1986 (Datum des Chemiebrandes in Schweizerhalle) im Papiermuseum Basel die Schweizerische Kalligraphische Gesellschaft; das wurde dann offiziell am 13. Januar 1990 verbrieft.

Es folgte viel Kleinarbeit für die Niederschrift der Texte auf dem damaligen, nicht leichten Pergament. Texte hin und her senden, Pergamentbögen verpacken, darauf achten, dass die richtigen Seiten an die jeweiligen Kalligraphen kamen. Schliesslich war es am 19. September 1987 soweit mit der Übergabe des vollendeten Codex an das Schweizer Volk auf dem Rütli. Auch die Medien waren dabei, unter anderem eine Vorstellung im Radio-Studio in Zürich mit der Moderatorin von «Sonntag Aktuell», Ursi Spaltenstein, die vor lauter Begeisterung mittlerweile auch Kalligraphin wurde. Wohl- an, sogleich ging der Codex 1999 auch auf die Reise zu vielen bewundernden Gesichtern und neugierigen Augen, ein Pergament fast auf die Ewigkeit, ein Stück von uns für alle...

Lieu de mémoire «Waldhandschrift»

Cornel Dora

Konservator der Handschriften (Stiftsbibliothek St. Gallen)



ÄHREND mehr als drei Jahrzehnten, nämlich von 1972 bis 2003, hat Beat von Scarpatetti in der Stiftsbibliothek St. Gallen gearbeitet. Arbeit ist allerdings nicht so ganz das richtige Wort. Hier war er wie

überall Aktivist, Anstifter, Abenteurer, Hasardeur – und dabei immer gut gelaunt. Das Katalogisieren von Handschriften, ein durchaus anspruchsvolles Handwerk, war sein Brotjob, aber im Grund und in der Praxis ging es ihm um die Verbindung der berühmten Bibliothek mit seinen Herzensanliegen. Zugegeben: Das war umgekehrt eine Herausforderung für seine Chefs, die Stiftsbibliothekare Johannes Duft, Peter Ochsenbein und Ernst Tresp, denn der Handschriftenkatalog geriet dadurch ziemlich in Rückstand. Immerhin, von 1984 bis 2008 erschienen drei Bände, die ganz oder wesentlich auf der Lohnarbeit von Beat von Scarpatetti basierten.

Daneben ist aus dem Zusammenspiel zwischen Stiftsbibliothek und Beat von Scarpatetti ein bleibender Spross entstanden: die St. Galler Waldhandschrift (Cod. Sang. 1999) und nicht zu vergessen der Codex Raetus (Cod. Sang. 348b), eine kleinerformatige Abschrift davon. Zwei Handschriften aus den 1980er Jahren, zwei Solitäre in mittelalterlicher Machart. Sie sind ein Aufruf zur menschlichen Verantwortung. Greifbar und lesbar verbinden sie die Sorge um das Waldsterben mit dem Einsatz für die Pflege der handwerklichen Kultur.

Das Waldsterben brachte in den 1980er Jahren unerwartet und machtvoll das Umweltthema auf den Plan. In der Schweiz machte sich Bundesrat Alfons Egli zum Anwalt der Wälder, die Medien waren voll davon. Im Rückblick war die Angst zwar etwas übertrieben, sie hat aber als *felix timor* dennoch dazu geführt, dass der Einsatz für unsere Lebensgrundlagen und die Luftqualität an Aufmerksamkeit gewannen. In dieser Zeit entstanden auch bei uns die grünen Parteien.

Umweltthemen sind jeder auf den Menschen fokussierten Kultur nahe. Das Zusammenbringen der beiden Sphären lag eigentlich nicht weit, aber irgendetwas musste auf die Idee kommen. Im Rückblick zählt die Waldhandschrift, dieser Lederband mit 238 Pergamentseiten Inhalt sicher zu den originellsten Schöpfungen des umweltpolitischen Erwachens jener Jahre. 123 Schweizer Schriftstellerinnen und Schriftsteller, darunter Adolf Muschg, Eveline Hasler und Franz Hohler, schrieben exklusive Texte in allen vier

Landessprachen für die Handschrift. Texte, die nirgends gedruckt werden durften.

Für die Waldhandschrift wurden die Mittel und das Knowhow zur Herstellung einer Pergamenthandschrift nach mittelalterlichem Vorbild aktiviert. Schreiben, Zeichnen, Pergamentherstellung und Bücherbinden bilden einen Kontrapunkt gegenüber der industriellen und technischen Massenkultur mit ihrem zerstörerischen Potenzial. In Klaus-Peter Schäffel fand Beat von Scarpatetti den talentierten, damals noch sehr jungen Kalligraphen, den er für die Umsetzung brauchte. Zusammen mit 32 weiteren Kolleginnen und Kollegen leistete er die Schreibearbeit der Waldhandschrift, und allein erstellte er den Codex Raetus.

Die Waldhandschrift wurde 1987 auf dem Rütli symbolisch der Schweiz übergeben und befindet sich seither treuhänderisch – das Eigentumsverhältnis ist ganz im Sinn des Projekts ungeklärt – in der Stiftsbibliothek St. Gallen, wo sie für alle Interessierten frei einsehbar ist. Sie ist inzwischen ein *Lieu de mémoire*, ein «Erinnerungs-ort» der Schweizer Ökobewegung geworden, gezeigt an unzähligen Orten in der Schweiz und in Europa, inzwischen freilich seltener auf Reisen. Ein kulturelles Zeugnis für sich ist das eigenwillige Statut, das den Umgang mit dem Band festlegt: Nie unter Glas ausgestellt soll er werden und allen zugänglich sein, verboten ist die Erstellung von Fotos, Faksimiles oder Drucken. Die Verbreitung seiner Texte soll ausschliesslich durch Lesen, Vorlesen und Abschreiben von Hand erfolgen. Das gilt auch für die Abschriften. Alles mit elegantem Strich gegen unsere Zeit.

Beat von Scarpatetti war sicher einer der auffälligsten, frechsten und forderndsten, aber auch einer der fröhlichsten, unbefangenen und kreativsten Mitarbeiter der Stiftsbibliothek in ihrer inzwischen 1300-jährigen Geschichte. Das soll zum 75. Geburtstag gesagt, geschrieben sein.

Zur Waldhandschrift, dem Codex Raetus und dem Faun aus Cunter (GR)

Kaspar Schuler, vormals Hirt, dann Leiter des Bündner Umwelt-Dachverbandes, später Geschäftsleiter Greenpeace Schweiz, jetzt Leiter der Allianz Atomausstieg.



EAT VON SCARPATETTI? Er ist eine Art Faun, ein lustvoller Weltenwanderer, ihr grossallumfassender Verbesserer und intellektuell oszillierender Schönggeist, jederzeit von irgendwelch feinsinnig bahnbrechenden Ideen besessen – was sich eigentlich diametral widerspricht – die er unbedingt an den Mann, oder noch lieber die Frau bringen muss. Von letzteren, immer wieder anderen, erzählt er ersteren innerhalb von Minuten bei jedem Wiedersehen, was etwas Verblüffendes, tendenziell Irritierendes hat.

Da auch ich zu ersteren gehöre, hatte er mich weniger mit sich selbst als mit einem verwegenen opulenten, unfassbaren Werk beglückt: dem Codex Raetus. Das ist die Waldhandschrift in leicht alpin retardierter Zweitausführung. Diese ist ein wundervoll handgeschriebenes Buch im ursprünglichsten Sinn des Wortes, eine Anthologie voller klar oder metaphorisch umrissener, jedenfalls immer heiss gefühlter Gedankengänge zur Welt in und um uns, zum ökologischen Tun und vor allem unserem dringend gebotenen Lassen, geschrieben von Köpfen wie Adolf Muschg und Bäuchen wie Linard Bardill, verziert mit unglaublich detaillierten, ziselierten Bildern und Bildchen, die dem Betrachtenden wiederum ganz eigene, märchenhafte Welten eröffnen; nicht frühere, vergangene, mittelalterlich verbrämte – nein - heutige Welten! Da wimmelt es von Automobilen im zugebieselten Jahrhundert der qualmenden Zwölfzylindermotoren, da ziehen Flugzeuge ihre anachronistischen Kondensstreifen über die vermutlich meditativ-beseelt pergamen-

tenen Buchseiten, und zwischendrin findet alles, wirklich alles statt, was sich eine innig beteiligte Scriptorenseele vorstellen kann. Die Waldhandschrift zu geniessen, bedarf nicht des Alphabetismus. Sie ist ein Kunstwerk im Nieder- und Übergang vom Buch zum Gameboy. Gucken und glotzen reicht bei weitem – und macht selig.

War die Waldhandschrift bereits eine so zutiefst inspirierte wie auch gewagte Vermählung vorchristlich keltischer Schöpfungsmythen mit ökologischen Traumtänzen des 20. Jahrhunderts, so ist der Codex Raetus der Versuch, Basler Hochkultur mit Bündner Urnatur zu verschmelzen. Das verlief in etwa so erfolgreich wie beim Nationalpark. Der liegt als Wurf von Basler Idealisten in Graubündens Geographie auch wie ein Juwel – oder Fremdkörper. Je nach Sichtweise. Beat von Scarpatetti jedenfalls war so angetan von den Ideen des ökorebellischen Widerstandes Einheimischer, Weg- und Zugezogener gegen die Pumpspeicherstauseeprojekte in der Val Madris, der Val Curciosa, der Val Bercla, auf der Lampertschalp und dem Berninapass, dass er eine um ein paar delikate Kapitel ergänzte Originalabschrift der Waldhandschrift erstellen liess. Den Codex Raetus, zu Ehren Graubündens und seiner unvergleichlichen Landschaften wie beispielsweise dem lichten Arvenwalde Tamangur. Auch dieser darin bildschön und wortgewaltig besungen.

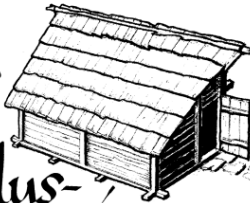
Was geschah damit? Riss sich die Bündner Regierung nachgerade um dieses Werk ihres halbwegs verlorenen Sohnes mit Wurzeln in Cunter im Oberhalbstein? Liess sie es in einer Art ökosakraler Osterprozession durch den Kanton, von Lesung zu Lesung reichen, auf dass sich jedem naturliebenden Menschen aller Zungen, Idiome und 150 Talschaften Herz und Hirn der Weltenliebe öffne?

Nun ja, sagen wir es so: Mit dem zur gleichen Zeit geführten Kampf gegen Schneekanonen liess sich mehr touristische Erregung erzeugen. Und mit den bauwirtschaftlich geprägten Ritualen der alle 10 Jahre stur wiederkehrenden Projektideen für olympische Winterspiele lassen sich unter Steinböcken wenn auch glücklicherweise – Stimmvolk sei Dank! – keine olympischen Weihnen, doch deutlich mehr politische Blumentöpfe gewinnen.

Wer allerdings an jenen Lesungen tatsächlich zugegen war, wer dieses Buch - strikt nur in öffentlichen Verkehrsmitteln und per Pedes über Pässe und zu steinernen Frauen im Alpwind transportiert — je in Händen und seine Bilder auf der Netzhaut hielt, sie oder er werden diese nie vergessen. Ihr oder ihm wurde bewusst: Die Schöpfung ist eine einmalig individuell schimmernde Wunderblume, und wir sind es ebenso — ob aufrecht, schräg gewachsen oder knorrig krumm, glücklich ab und an, für Stunden.

Das vollends Wundersamste hingegen, so scheint es mir, ist dieser Faun. Taucht immer wieder auf, beschwört, besingt und irritiert, begründet und verbreitet sinnige Werte, durchdachte und durchwebte. Derwisch oder Irrwisch?

Möge er so lange weiterwirken wie es hoffentlich der Waldhandschrift und dem Codex Raetus auch vergönnt sein mag. Wo immer sie sich alle drei in Hunderten von Jahren befinden, wohlbehütet hinter verträumten Klostermauern, schnöde angeknabbert von radioaktiv mutierten Monsterkakerlaken, oder ausgestellt im Scheinwerferlicht der letzten Auktion irdischer Artefakte auf einem fernen Stern. Sie haben es sich alle drei mit Wahrhaftigkeit verdient.



gallus- eremitage 2012

Clemens Müller
Peter Müller
Beitrag von Scarpatetti



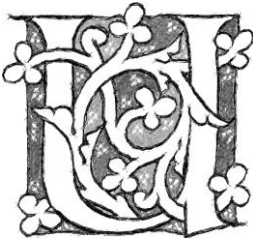
Im Jahr 612 entstand an diesem Ort die erste Ansiedlung von Eremiten um Gallus - der Kern für das spätere Kloster und die Stadt St. Gallen. Zwei Zellen, ge-

baut mit Holz aus unserer Gegend, so nahe wie möglich an der damaligen Art des Bauens, uergegenwärtigen das einfache Leben der ersten Eremitengemeinschaft und die bis in unsere Gegenwart wirkenden Folgen ihres Handelns. Ohne diesen Ursprung gäbe es das heutige St. Gallen nicht. Die Zellen wurden im Frühling 2012 erstellt von Markus Sommer («sumi»), einem Fachmann für Bauten der Vor- und Frühzeit. Sie standen bis zum Herbst 2012 zur Besichtigung offen und wurden danach dem «Campus Gallus» geschenkt.

Vocabularium Cellarum Sancti Galli reconstructarum fictarumque anno iubilaeo MMXII

Clemens Müller, Peter Müller

*Altphilologen, Lehrer und Historiker, Betreuer des St. Galler «Latein-
Novembers»*



NS erging es ein bisschen wie Christof Columbus, der den Seeweg nach Indien suchte und Amerika fand. Beat und wir beide planten Aktivitäten für das Jubiläum «25 Jahre St. Galler Waldhandschrift» und kamen dabei zufällig auf eine Projektidee, die eine unglaubliche Eigendynamik entwickeln sollte: «Bauen wir doch fürs St. Galler Gallus-Jubiläum, das ebenfalls 2012 begangen wird, zwei Mönchszellen. Hütten, die so oder ähnlich in der Eremiten-Siedlung von Gallus gestanden haben könnten.» Wir waren mit dieser Projekt-Idee spät dran, die Realisierung ist uns – dank des Engagements vieler begeisterter Unterstützer – trotzdem geglückt, wobei die Hauptarbeit auf uns zwei St. Gallern vor Ort lag. Die «Gallus-Eremitage» auf dem Klosterplatz wurde zu einem Highlight des Gallus-Jubiläums. Seit 2013 steht sie auf dem Gelände des «Campus Galli» im schwäbischen Messkirch. Einige Akrostychon-Stichworte mögen - als Hommage an den Vater der Waldhandschrift - an die Vielfalt der involvierten Menschen, Tiere und Dinge erinnern.

- B** Bär, Bunter Hund, Budget, Beat, Baumaterial, Besucherbuch, beschädigter Rasen, Bert Geurten, Blick am Abend
- E** Eremitage, Expertenwissen, Ehrengäste, Essen wie Gallus
- A** Archäologie, Axt, Amen
- T** Tisch, Tanz der Nymphen
- V** Vita simplex, Vision (Beat), Vandalismus-Angst, Vvaldhand-schrift, Vviborada, Vvebcam
- O** Ortsbürgergemeinde St. Gallen, ökologisches Bauen
- N** Natur, Nachhaltigkeit
- S** Strohsack, Sponsorensuche, Sumi Sommer, Standortsuche, Schindelmacher, Schnitzelweg, Signaletik, Marianne Schatz, St. Gallens Anfänge, Sonnenblumen, Klaus-Peter Schäffel, Schlussabrechnung
- C** Cella, Catering, Campus Galli, Calligraphie, Clemens, Cécile, Cattus Cellae
- A** Ausstellung, Abfall
- R** Reisigbesen, Rekonstruktionszeichnung, Reparaturen
- P** Projektbeschrieb, Postkarte, Petrosa, Peter, Peccator, Jürg Pfister
- A** Agentur Alltag, Urs Andermatt
- T** Teufelinnen, Tiefbauamt, Terminplan
- E** Eremit des Tages
- T** Tanne, Tabuthema «Eisennägel»
- T** Touristenattraktion
- I** Irische Musik, Informatorium, Immen, Indianer

2. AUF DER SUCHE NACH QUELLEN UND WASSER

Das Quellenreich – Natur und Kultur auf der Suche nach dem Ursprung

Daniel Küry, Gewässerbiologe, Life Science AG Basel, Präsident Gewässerschutzverband Nordwestschweiz



IE SUCHE nach dem Ursprung der Dinge führt sowohl die Paläographen als auch die Limnologen zu den Quellen. Bei den ersteren liegen die Quellen in historischen Archiven und müssen sich gegen die stets zunehmende Staubschicht wehren. Dort müssen sie freigelegt und mit grosser Sorgfalt ausgegraben werden. Die Quellen der Limnologen sind die Austrittstellen des kühlen und frischen Wassers. Sie sind Teil des globalen Wasserkreislaufs und wurden erst vor kurzem als bedrohte Lebensräume wahrgenommen.

Doch was geschieht, wenn sich einerseits das historische Interesse auf die Wasserquellen konzentriert und sich andererseits der gewässerökologische Fokus im Interesse des Schutzes von Quell-Lebensräumen auf geschichtliche und gesellschaftliche Bedeutung von Wasserquellen richtet? Es entsteht das Reich der Quellen, das von 2007–2009 im Ortsmuseum in Binningen ausgerufen wurde. In diesem Reich kam zusammen, was sonst getrennte Wege geht. Die Mikrowelt der Kieselalgen traf auf aquatische Wortspielereien der Literatur. Mit Musik wurde dem Zauberhaften in den Wasserquellen nachgespürt und die Praktiker packten zu und zeigten die alte Handwerkskunst wie das Bohren von Teucheln, den hölzernen Wasserrohren aus der Frühzeit der Wasserversorgung.

Die Ausstellung war Teil des Quellenprojektes der Ökogemeinde Binningen, welches von Beat von Scarpatetti und Daniel Küry an-

gestossen wurde. Mit dem Projekt wurden die naturnahen Quellen sowie die gut fünfzig Brunnenstuben der früheren Wasserversorgung von Basel aufgesucht und bekannt gemacht. Dies alles in Binnungen zu finden, hat selbst die lange ansässige Bewohnerschaft der mit Basel eng verbundenen Baselbieter Gemeinde überrascht. Ihr Wasser kann vielleicht in Zukunft wieder Verwendung finden, sei es als Trink- und Brauchwasser für den Mensch oder zur Wiederherstellung von Quell-Lebensräumen – beides sind Ausprägungen des lokalen Kulturerbes.

Natur als Kulturgut

Der Begriff «Natur» war immer vieldeutig. Einerseits meint er die wilde, vom Menschen unbeeinflusste Natur mit ihren dynamischen Prozessen. Als solche steht sie im Gegensatz zur Kultur und wurde vom Menschen als bedrohlich angesehen. Andererseits ist sie die vom Menschen gedachte und gemachte Natur und umfasst zum Beispiel Gärten, aber auch stark menschlich beeinflusste Landschaften. Bei der interdisziplinären Zusammenarbeit von Kultur- und Naturkundlern ist es wichtig zu wissen, von welcher Natur die Rede ist.

Die Nutzung durch den Menschen machten die Quellen zu einem Kulturgut. Ihre Wichtigkeit und zentrale Bedeutung für die Wasserversorgung widerspiegelt sich einerseits in der früheren Verehrung als Sitzung von Gottheiten und Quellnympfen sowie andererseits im aktuellen strengen gesetzlichen Schutz der Quellfassungen und ihrer Einzugsgebiete. Strengere Schutzanforderungen haben dazu geführt, dass verschiedene Gemeinden in Jura ihre bisherige Wasserversorgung aufgeben oder mit grossen Investitionen erneuern mussten.

Quellen – Sinnbild ewiger Frische und ewigen Neubeginns?

Quellen sind auch natürliche Lebensräume und als solche beherbergen sie viele spezialisierte Tier- und Pflanzenarten. Diese Lebensgemeinschaft war früher auf kleinen Flächen überall in der Landschaft zu finden. Ein steigender Wasserbedarf, die Ausdehnung des Siedlungsgebiets und die Intensivierung der Landwirtschaft

schaft haben Quellen zu den am stärksten bedrohten Lebensräumen gemacht. Weniger als 5% respektive 1% der Ende des 19. Jahrhunderts erfassten Quell-Lebensräume konnten nach 100 Jahren im Mittelland und im Jura noch gefunden werden. Mit den Quellen gingen nicht nur Lebensräume und ihre Bewohner verloren, sondern auch das Kulturgut Quelle, denn darunter befinden sich auch die Anschauungsobjekte für dieses Kulturgut. Befragungen in der Region Basel haben ergeben, dass 78–97% der Bevölkerung eine klare Vorstellung der Eigenschaften von Quellen haben (klar, fliessend, kühl, fröhlich, hell). Nur 57% gaben jedoch an, Quellen mässig bis sehr häufig gesehen zu haben. Nachfragen zeigten, dass es sich dabei meist nicht um konkrete Quellaustritte, sondern um einen assoziativen Quellraum mit Phänomenen wie Bergbach oder Wasserfall handelte.

Doch was geschieht mit solchen Bildern und Vorstellungen über die Generationen, wenn sie nicht immer wieder überprüft und erneuert werden können? Die Quellen drohen, im schlimmsten Fall, ihre Bedeutung als Kulturgut zu verlieren.

Kulturgut als Argument im Naturschutz

Der Lebensraum Quelle ist in der intensiv genutzten Kulturlandschaft stark bedroht. In den Alpen und im Jura gibt es hingegen noch unberührte, von spezialisierten Tier- und Pflanzengemeinschaften besiedelte Quellen, die jedoch aufgrund der intensivierten Landwirtschaft, den steigenden Wasserbedarf in Tourismusregionen und dem vom Menschen mitverursachten Klimawandel zunehmend beeinträchtigt werden und zu verschwinden drohen. Die noch naturnahen Quellen sollen erhalten bleiben und ökologisch aufgewertet werden. Für diesen Schutz der Quell-Lebensräume sind auch deren kulturellen Konnotationen äusserst dienlich. Wieso soll die Reinheit, Frische und Jahrhunderte dauernde Läuterung des Wassers nur der Mineralwasser- und Bierreklame als Vehikel dienen? Die gleichen Eigenschaften heissen in der Ökologie Oligotrophie (Nährstoffarmut), Kaltstenothermie (Anpassung an gleichbleibende kalte Verhältnisse) und Ökosystemleistung Boden und Gestein. Sie sind die essenziellen Lebensbedingungen für die typi-

schen Arten der Quellen. Mit dieser Wahrnehmungsebene der Quellen als Kulturgut wird ein Bevölkerungssegment angesprochen, das bisher noch nicht für den Schutz von Quellen sensibilisiert worden ist.

Umsetzung des Schutzes von Quell-Lebensräumen

Der gesetzliche Schutz der Quell-Lebensräume ist in der Realisierung sehr anspruchsvoll. Das Vorkommen dieses Lebensraumtyps ist an bestimmte geologische Voraussetzungen gebunden. Nur wo natürlicherweise Quellaustritte vorhanden sind, ist der Schutz eines Quellbiotops überhaupt möglich. Der Lebensraum Quelle ist deshalb nicht beliebig wiederherstellbar. Eine Wiederherstellung von Quell-Lebensräumen ist möglich bei Quellfassungen, die früher zur Trinkwasserversorgung genutzt worden sind, heute jedoch die strenger gewordenen Qualitätsvorschriften nicht mehr erfüllen. Statt das nicht mehr verwendete Wasser in einem Rohr ins nächste Gewässer zu leiten, kann es wieder in einem Quellbach einer Nutzung zugeführt werden.

Der Naturschutz braucht sowohl die natürlichen Quellen der Alpen und des Juras als auch die wieder hervorgeholten Quellen in Siedlungsnähe. Die ersteren als Teil der unberührten und zuweilen auch wilden Natur, die letzteren als liebevoll und einfühlbar gestaltete Ersatzlebensräume, die nur an wenigen Orten noch wiederhergestellt werden können. Dass dabei auch die Kultur mithelfen kann, ist äusserst erfreulich.

Ein Plankton-Transsekt des Atlantiks mit dem Solarboot

David G. Senn

Zoologe, Schüler Adolf Portmanns, Autor zahlreicher meeresbiologischer Forschungen



S WAR UM 1965, als ich Beat von Scarpatetti zum ersten Mal begegnete. Damals wohnte ich, wie schon zur Zeit meines Zoologiestudiums, im Hause meiner Grossmutter, Frau Martha Senn-Gruner an der Bundesstrasse 31 in Basel. In dem grossen herrschaftlichen Haus gab es im Parterre nebst einem Esszimmer, Wohnzimmer und Fumoir ein Musikzimmer, das mit einem akustisch geeigneten Holz getäfert war. Im Raum stand ein Flügel. In diesem Musikzimmer wurde viel geübt; gelegentlich gab es hier auch Hauskonzerte.

Immer wieder kamen Ensembles, die hier probten. Ein solches Ensemble war ein Streichquartett, in dem mein Cousin Heiner Senn Bratsche spielte. Als Geiger wirkten Beat von Scarpatetti und Ulrich Helfenstein; Cellist war Christian Hart-Nibbrig. Meine Grossmutter liebte es, dass in ihrem Haus die Musik so lebendig erhalten wurde; nach den Proben lud sie das Ensemble oft zu einem Imbiss ein. Bei dieser Gelegenheit kam ich immer wieder mit Beat ins Gespräch. Ein paar Jahre lang begegneten wir uns oft.

Dann hatten sich unsere Wege über viele Jahr nicht mehr gekreuzt. Erst im April des Jahres 2006 bekam ich einen höchst interessanten Telefonanruf. «Hier ist Beat von Scarpatetti; erinnerst Du Dich an mich?» Ich bejahte und sagte, Du hast doch damals an der Bundesstrasse regelmässig Geige gespielt.. Beat bejahte und fragte, hättest Du Zeit, mich bald einmal zu einem Kaffee zu treffen?

Es verging keine Woche; wir trafen uns im Volkshaus Basel und

hatten ein gutes Gespräch über Umweltfragen. Da erfuhr ich von der Neuigkeit, dem Projekt, dass der Atlantik erstmals in der Geschichte der Schifffahrt mit einem rein photovoltaisch-solar angetriebenen Boot überquert werden soll. Im Auftrag der Stiftung «Sun21» sei bei der Firma MW-Line in Yvonand (bei Yverdon) bereits ein hochseetauglicher Katamaran für eine fünfköpfige Crew im Bau. In der Mannschaft würde noch ein Ozeanologe fehlen; «falls Du unter Deinen früheren Doktoranden einen weisst», fügte Beat hinzu, «sag mir's, oder Du kannst auch selber mitkommen». Dieser letzte Satzteil krallte sich in meiner Gedankenwelt fest. Unablässig dachte ich liebäugelnd an die Möglichkeit, den Atlantik unter so speziellen Bedingungen zu überqueren. Sogleich begann ich mit der Planung eines Forschungsprojekts: ein Plankton-Transsekt des Atlantik. Es besteht darin, dass man täglich mit feinmaschigen Netzen Planktonproben nimmt und diese mikroskopisch untersucht. Der Start der Expedition war Anfang November in Sevilla geplant. Jedenfalls nahm ich mir die Worte von Beat sehr zu Herzen; und ich dachte, ich könnte mich angesichts meiner Emeritierung gut ein halbes Jahr aufs Meer begeben. Ich war über die Idee sehr glücklich.

Als Crew-Mitglieder ausgewählt waren bereits Mark Wüst als Konstrukteur des Schiffs, Michel Thonney als Skipper, Martin Vosseler als Arzt und er, Beat von Scarpatetti als Historiker. Ich bekam auch Einblick in die Pläne des Boots, das 14 Meter lang und 6,40 Meter breit sein soll. Der Katamaran mit den zwei Rümpfen soll von Elektromotoren angetrieben werden. Eine Überdachung mit 62m² Solarzellen liefert Strom für die Motoren und das Laden von Batterien für die Fahrt während der Nacht.

Eigentlich wissen wir es nun zur Genüge, dass die Menschheit vieles auf unserem Planeten aus dem Lot gebracht hat. Der Verbrauch an Ressourcen und insbesondere an Energie und der Ausstoss an Schadstoffen haben einen nachhaltigen Umgang mit den Gütern der Erde bei weitem überstiegen. Wir haben Entwicklungen durchgemacht und gefördert, die ins Verderben führen. Wir scheinen ausserstande, Ressourcen nachhaltig zu nutzen und die Umwelt zu schonen.

Wir wollten ein deutliches Zeichen setzen. Solarenergie ist eine saubere, reichlich verfügbare Energieform. Wenn es gelingt, mit Solarenergie den Atlantik zu überqueren, sollten selbst renitente Skeptiker zu überzeugen sein, dass sich ein Umdenken lohnen dürfte. Die Vorstellung, ohne einen Tropfen Öl zu verbrennen, eine so weite Reise abgasfrei und leise zu machen, reizte mich. Wir haben den Atlantik in einer durchaus vernünftigen Zeit, wie sie auch für Segelschiffe üblich ist, überquert. Von Gran Canaria (eine Hauptinsel der Kanarischen Inselgruppe) bis nach La Martinique, einer französischen Insel der kleinen Antillen, haben wir 29 Tage und 11 Stunden gebraucht.

Etwa ein Tag, nachdem wir in Spanien gestartet waren, wurden wir durch zwei donnernd-laute Luftgeräusche aufgeschreckt; zwei Finnwale (je gut 20m lang) waren aufgetaucht; sie schwammen ganz nahe an unserem Boot vorbei. Es war eine gewaltige Begrüssung im ozeanischen Lebensraum für uns. Nach einem weiteren Tag nahm der Wellengang beachtlich zu; es baute sich ein Sturm aus Südwest auf, der gut zwei Tage dauerte; die Wellen wurden bis 7m hoch. Beat und Martin mussten sehr unter der Seekrankheit leiden. Wetterbedingte Zwischenhalte in Casablanca und Lanzarote (Kanarische Inseln) liessen uns Sonne «tanken» (die Batterie laden) und boten ruhige Zeiten, was sehr angenehm war.

Die grosse Überfahrt von Gran Canaria nach La Martinique (kleine Antillen) war sehr spannend. Die Strecke, auf der wir von den gemässigten Breiten des Ostatlantik in die tropischen Gefilde der Karibik gelangten, legten wir in 29 Tagen und 11 Stunden zurück. Wir begegneten verschiedenen Tieren der Hochsee, so Meeresschildkröten, Pilotwalen und Delphinen. Nach etwa zwei Wochen begannen wir zu spüren, dass wir in den Tropen sind. Es wurde immer wärmer. Manchmal bekamen wir kurzen Besuch von Vögeln der Neuen Welt. Rotfusstölpel und Tropicvögel kreisten über dem Schiff und verschwanden wieder in westlicher Richtung. Vor der Ankunft in Martinique brach nochmals ein kurzer Sturm los, als wollte das Meer uns noch nicht loslassen. Wir wurden auf der Insel festlich empfangen.

Langsam wird uns bewusst, dass uns mit der erstmaligen Atlantiküberquerung mit reiner Solarenergie (Photovoltaik) eine Pioniertat in der Seefahrt gelungen ist. Wir haben die Reise vom Südwesten Spaniens nach Casablanca, zu den kanarischen Inseln (Lanzarote, Gran Canaria) nach Martinique auf den Antillen gemacht, ohne ein Gramm Abgas zu emittieren. Hätten wir dasselbe Boot von 11 Tonnen Gewicht mit konventionellen Dieselmotoren über den Atlantik gefahren, wären dafür 2'500 Liter Treibstoff aufzuwenden gewesen. Es geht auch ohne Luftverschmutzung. Solarenergie ist nicht nur einfach das Hobby von exzentrischen Bastlern. Solartechnologie taugt als ernsthafte und kraftvolle Alternative zum herkömmlichen verschwenderischen und umweltschädigenden Gebrauch fossiler Treibstoffe. Es ist dringend, dass wir dort, wo es geht, nicht-erneuerbare durch erneuerbare Energien ersetzen. Wir Menschen müssen lernen, die Segnungen unseres Planeten nachhaltig zu nutzen.

Ich fühle mich Beat von Scarpatetti immer sehr dankbar verbunden, weil er mich im April 2006 mit einer folgenreichen Saat, die auf dem Atlantik aufging, beglückte, und weil wir gemeinsam den grossen Ozean so angenehm überqueren konnten.

«Quellen» und «Quellen»

Oliver Wetter

Historiker und Klimawissenschaftler an der Universität Bern



AS LEBEN muss wohl hin und wieder verschlungene Wege einschlagen, um schliesslich zu einem erfreulichen Ergebnis zu gelangen. Nach Abschluss meiner Dissertation in Klimawissenschaften an der Universität Bern, mit noch ungewissen Perspektiven, entschloss ich mich für eine Gewässergeschichte im Grossraum Basel. Auf der Suche nach Spezialisten der alten Schriften stiess ich über den Kanton Basel-Stadt auf das «Quellenprojekt Binningen». Man durfte sich hier fragen: waren das nun historische Archivquellen oder Wasserquellen? Es war eigentlich beides. Der Historiker Beat, als Paläograph mit den schriftlichen Quellen gut vertraut, befasste sich in diesem Projekt aus ökologischen Gründen mit den zahlreichen, uralten Wasserquellen der Gemeinde Binningen. In meinem Falle handelte es sich freilich um papierene Geschichtsquellen – aber über die Gewässer der alten Stadt Basel. Als schliesslich mein Nationalfonds-Projekt angelaufen war und Beat die Transkription der Münsterbau-Quellen abgeschlossen hatte, konnte er sich bereit erklären, gleich in eigener Person aus den Wochenausgabenbüchern des Basler Rates der Renaissance-Zeit alle Nachrichten zu transkribieren, die irgend mit den Gewässern und mit Hochwasser zu tun hatten.

Ich bin von meiner akademischen Grundausbildung Historiker und habe erst im «zweiten Bildungsweg», während meiner Promotion, von den Geistes- zu den Naturwissenschaften gewechselt. So bin ich in die Klimawissenschaften eingestiegen. Diese sind heute ein stark interdisziplinär ausgerichtetes Forschungsfeld. In diesem bewege ich mich auf der Schnittstelle der Historischen Klimatologie

sowie ihrer Unterdisziplin der Historischen Hydrologie. Das Erkenntnisinteresse dieses noch wenig beachteten Forschungsfeldes beruht, neben Analysen über Interaktionen zwischen Klima und Gesellschaft, schwergewichtig auf der Rekonstruktion des Klimas der vergangenen tausend Jahre, insofern dieses (in Europa) durch historische Aufzeichnungen dokumentiert ist. Konkret sind wir zurzeit in der Lage, monatlich aufgelöste Temperatur- und Niederschlagsschätzungen sowie Druckverteilungs- und Grosswetterlagen für die letzten 500 Jahre des europäischen Klimas zu rekonstruieren. Bei klimatischen Anomalien (Extremereignissen) reicht unser Blick noch weiter zurück, an die tausend Jahre. Die Länge und Qualität dieses klimatischen Rückblicks hängt selbstverständlich stark von der (Welt)Region und der Art der vorhandenen historischen Aufzeichnungen ab.

Mit den Basler Wochenausgabenbüchern des städtischen Rats verfügen wir über eine exzellente Quellengattung vor allem für die Historische Hydrologie. Diese bezeichnen wir als «institutionelle Quelle», also Aufzeichnungen öffentlicher Institutionen wie Kirchen, Spitäler oder städtischer Ämter. Diese trachteten natürlich nicht danach, klima- oder hydrologische Ereignisse zu dokumentieren, doch taten sie es indirekt, wenn das Geschäft mit finanziellen Kosten verbunden war. Anhand der Rechnungsbücher des Spitals von Basel mit ihren Aufzeichnungen über die Lohnausgaben für Ernte-Tagelöhner konnte beispielsweise der exakte Beginn der Roggenernte sowie der Weinlese rekonstruiert werden, welche aufgrund der Abhängigkeit des Reifeprozesses von der Temperatursumme in der Vegetationsperiode Stellvertreter-Werte bildeten für die mittleren Temperaturen März-Juli (Roggen) bzw. April-Juli (Weintrauben). Solche seit dem Jahr 1444 vorhandene Aufzeichnungen dienen uns heute dazu, die Frühling-Sommer-Temperaturen der Nordwestschweiz zu schätzen und damit unsere Kenntnisse über die instrumentelle Messperiode hinaus, welche ab 1864 einsetzte, um 420 Jahre in die vorinstrumentelle Vergangenheit zu verlängern. Die Wochenausgabenbücher der Periode 1456-1542 enthalten wiederkehrende Ausgaben für eine Brückenschutzmannschaft, welche im Hochwasserfall auf die Rheinbrücke beor-

dert wurde, um die gefährdeten hölzernen Brückenpfeiler vor dem Druck des angestauten Treibholzes zu schützen. Wir fanden 68 solcher Ausgaben, welche in Zusammenhang mit Rheinhochwassern stehen, wogegen Chronisten in derselben Zeitperiode nur gerade sieben Rheinhochwasser dokumentierten. Dieses Verhältnis von beinahe 10:1 zeigt, dass die «Beobachtungsschärfe» der Basler Wochenausgabenbücher um ein Vielfaches besser ist als jene der Chronisten und Annalisten, welche, wie die Journalisten in späterer Zeit, Hochwasser erst als erwähnenswert erachteten, wenn Überschwemmungen und Schäden auftraten. Dadurch fokussierten sie sich jedoch nur gerade auf die spektakulärsten Extremereignisse, während anhand der Wochenausgabenbücher neben den Extremereignissen vor allem auch die viel häufigeren sog. «gewöhnlichen» Hochwasser erfasst wurden. Die Wochenausgabenbücher sind für die Jahre zwischen 1401 bis 1799 erhalten und reichen damit zeitlich beinahe bis an den Beginn der instrumentellen Messperiode des Rheines heran, welche in Basel 1808 einsetzte. Die historisch hydrologische Auswertung dieser Quelle ermöglicht eine hochaufgelöste, über vierhundertjährige Verlängerung der Erfahrungsbasis, miteingeschlossen auch der normalen Hochwasser. Die Kenntnis über das Verhältnis zwischen normalen und extremen Hochwasserereignissen über eine lange, insgesamt über siebenhundertjährige Erfahrungsperiode erlaubt eine realistischere Einschätzung der Wiederkehrperioden von extremen Hochwasserereignissen. Nicht von ungefähr werden solche historisch hydrologischen Erkenntnisse zurzeit in einer gross angelegten Studie, unter Federführung des Bundesamtes für Umwelt, zur Beurteilung der Hochwassersicherheit der Schweizerischen Atomkraftwerke beigezogen.

Diese Erhebungen dürften zeigen, dass die historischen und paläographischen Kenntnisse und Fähigkeiten eines «klassischen Geisteswissenschaftlers» wie sie von Beat von Scarpatetti schon beinahe idealtypisch verkörpert werden, hohe Aktualität aufweisen, welche indirekt mit brisanten gesellschafts-, energie- und umweltpolitischen Fragestellungen verwoben sind. Diese Tatsache entspricht dem schon immer für solche Fragestellungen offenen

und engagierten Jubilar, der sich für eine wissenschaftlich qualifizierte «Einmischung» der Geisteswissenschaften in auch politische und gesellschaftliche Bereiche stark macht — zu Recht.

3. WEGE ZUM UR-ÖKOLOGISCHEN

Resistenza!

Cornel Dora

*Historiker und Anglist, 2001 - 2013 Kantonsbibliothekar von St. Gallen,
seit 2013 Stiftsbibliothekar von St. Gallen*



ON TIEFENCASTEL führt eine Strasse gen Süden ziemlich steil hinauf ins Surses, deutsch Oberhalbstein. Genauer gesagt sind es zwei Strassen, die neue schnelle via Tunnel Crap Ses und die alte beschauliche dem westlichen Talabhang nach zu den Dörfern Mon und Salouf.

Die Wege treffen in Cunter wieder zusammen. Von dort geht es weiter nach Savognin (oder Schweiningen, wie man früher deutsch sagte), Tinizong, Rona, Mulegns, Sur und Marmorera nach Bivio, am Fuss der historischen Pässe Julier und Septimer.

Cunter, das ist der Heimatort von Beat von Scarpatetti, Marmorera, das ist der meine. In der Schweiz gibt es ja immer noch die Sitte des Heimatorts, zu dem sich die Abstammung in der väterlichen Linie zurückführen lässt. Wir sind also beide Oberhalbsteiner. Man sagt von den Bündnern, dass sie «einen besonders harten Grind haben», womit eine gewisse Hartnäckigkeit oder Sturheit gemeint ist. Das könnte für uns beide zutreffen.

Man vermutet, dass auch Columban um das Jahr 611/612 den Weg durchs Surses und dann über den Septimer genommen hat. Überhaupt hat das Tal eine bewegte Geschichte, spätestens seit dem Alpenfeldzug der Römer um 15 v. Chr., bei dem es zwischen Tiefencastel und Mon zu Scharmützeln mit der einheimischen keltischen Bevölkerung kam. Schleuderbleie, die vor einigen Jahren in der Gegend gefunden wurden, belegen den Durchzug der Legionen III, X und XII unter dem Kommando von Drusus, einem Stief-

sohn von Augustus. Zeugen einer früheren Zeit sind prähistorische Abbaustellen für Eisenerz an verschiedenen Orten im Tal. Ansonsten prägten während Jahrtausenden der Verkehr auf der Passstrasse und die Berglandwirtschaft das Leben hier.

In den letzten hundert Jahren hat sich die Landschaft jedoch gewaltig verändert. Technik und Tourismus haben ihre Spuren hinterlassen, darunter Narben wie den planierten Skihang bei Savognin, über den sich wie ein Gerinnsel eine weisse Bahn von Kunstschnee zieht, wenn der Frühling im April die Hänge rundherum für die Blumen freischmilzt. Auch baulich könnte man an diesem Ort ins Grübeln kommen, denn bei manchen neueren Bauten ging es offensichtlich ums Geld, nicht um die Schönheit. Die grösste Wunde in der Landschaft und in den Herzen ist aber der 1954 in Betrieb genommene Stausee von Marmorera mit dem Kraftwerk in Tiefencastel. Die Staumauer besiegelte das Ende eines ganzen Dorfs. Sie wurde erbaut gegen den erbitterten, aber unvermeidlich erfolglosen Widerstand meines Grossvaters, Nicolin Dora.

Heute wäre der Stausee von Marmorera wohl nicht mehr möglich. Für ein solch enormes Vorhaben brauchte es verschiedene Voraussetzungen. Dazu zählen neben dem damals noch weit verbreiteten Glauben an die aufbauende Kraft der Technik und die Rentabilität der Stromerzeugung etwa die desolote finanzielle Lage der Gemeinde, eine verwerfliche, mit Geld geschmierte Verhandlungstaktik der Emissäre der Bauherrin, des Elektrizitätswerks Zürich (EWZ), das fehlende Auslandschweizer- und Frauenstimmrecht und überhaupt ein in der patriarchalen Welt Graubündens schlecht entwickelter Sinn für die Bürgerrechte. Insofern ist Marmorera ein Paradedfall dafür, wie Natur und Menschen von Technikglaube und Geschäftssinn mit Füßen getreten werden können.

Nicolin Dora war ein stattlicher Mann, aufrecht, zuverlässig und auf gesunde Art «widerständig». Er und seine nicht stimmberechtigten Schwestern und Brüder, die entweder als Frauen oder als Schweizer mit Wohnsitz in Spanien nicht am politischen Prozess beteiligt waren, bauten nach der Flutung des Sees trotz grosser Häuser im Bündnerstil am Hang oberhalb. Sie gaben den Platz nicht frei und blieben bis zum Schluss ungebrochene Menschen.

Mein Grossvater taufte sein Haus *La Resistenza*, deutsch «Der Widerstand». Ein nobler Name. Manchmal lockt er Touristen von der Julierstrasse zum Brunnen vor dem Haus, weil sie den grossen Schriftzug als «Restaurant» lesen.

Die Hartnäckigkeit meines Grossvaters führte dazu, dass das EWZ den Friedhof im alten Marmorera im neuen kleinen Dorf oberhalb des Sees wiedererrichtete. Dort liegen die Gebeine der altvorderen Männer und Frauen unter einer grossen Grabplatte. Jüngst wurden Pläne ruchbar, wonach der Friedhof, zu dessen Pflege sich das EWZ verpflichtet hat, widerrechtlich aufgehoben werden soll. Wer auch immer solches plant, sei verdammt. Widerstand!

Mit dem Bau des Stausees hat die Gemeinde Marmorera ihre Seele verloren. Zwar wurde sie dank der Wasserzinsen zur steuergünstigsten Gemeinde des Kantons Graubünden, aber es ist, als läge seither ein Fluch über ihr. Mit dem Geld kamen die Korruption und ein skurriler Verteilkampf zwischen den beiden Dorfteilen Scalotta und Marmorera Dorf. Jahrzehntelang war die zerstrittene Gemeinde nicht in der Lage, sich selber zu regieren und wurde unter sogenannte Kuratel gestellt, mit einem externen, vom Kanton eingesetzten Gemeindepräsidenten. Ende letztes Jahr wurde die *Cumeng Marmorera* aufgehoben und ist nun Teil der Gemeinde Sur-ses.

Man fragt sich manchmal, was der Antrieb für Menschen ist, sich für die Erhaltung ihres Lebensraums und der Natur einzusetzen. Und ob es das in Zukunft noch geben wird, wenn das ökonomische Argument immer absoluter wird und die Eigentümer ihren Durchgriff und die Ausbeutung unserer Lebensgrundlagen vollkommen etabliert haben. In einer solchen Welt braucht es Menschen wie Nicolin Dora, die mit Idealismus, Seele und Haltung einstehen für das, was ihnen zutiefst die Welt bedeutet: Gemeinschaft, Geschichte, Natur und den Respekt vor dem Andern. Wenn Gefahr im Anzug ist, sei ihr Ruf unser Geschäft: *Resistenza!*

Bäume schneiden, formen, hegen

Mario Mastel

Biole, Gärtner, Betreuer historischer Gärten



IN EINEM verschneiten Wintertage rief mich die Solarenergie-Pionierin unseres Dorfes zu sich. Sie habe einen gar umweltbedachten Gast im Hause, und der bewundere den wohlgewachsenen Apfelbaum in ihrem Garten. Mich wunderte, wessen Feingefühl sich am Wuchs eines einzelnen Apfelbaumes entzücken könnte. So machte ich mich auf den Weg durch die weiten Schneematten der Moorlandschaft des Ägeritales, stapfte durch den tiefen Schnee, mit jedem Schritte etwas müder werdend, aber auch die wachsende Kraft fühlend, wenn man seinen Kreislauf in Gang bringt, wie das warme Blut in die Arme drückt und die Hände bis zu den Fingerspitzen erhitzt. Ich zog meine Handschuhe aus. Wie Knospenhüllen, die im Frühling abfallen, um dem Druck der schwellenden Blüten Raum zu geben. Was red ich da? Noch ist eisiger Winter, und ich werde erwartet. Ich klopfte an und wurde in die warme Stube geleitet. Eine Atmosphäre schummrigen Lichtes und der Duft des eben aufgebrauten Gewürztees, darin stand Beat und begrüßte mich herzlich, mit einer eigenen Art, wie sich sonst Menschen nicht getrauen, jemand Fremden einzunehmen. Der Worte wurden nicht viel unnütze ausgetauscht, sondern Beat schritt gleich zum Kern seines Interesses: Wie kommt's, dass du den Apfelbaum so schnittest? Warum liesest du den einen Ast ungeschnitten, während ein gleicher gekürzt wurde? Ich erklärte, warum ich es einmal so getan und warum ich es anders nicht getan hatte. Beat fühlte sich berührt und beschloss: Mario, du musst nach Issirac kommen. Wir müssen zusammen meine Bäume schneiden! So kam es, dass wir an einem lauen Märzentage losfuhren. Genf, der Rhone entlang, Lyon, Valence, dann Bollène-la-Croisière. Ein einsamer Bahnhof ausserhalb allem, was

an Stadt oder reges Dorfleben erinnert. Somit kein Busservice zur Weiterfahrt. Aber dafür eine hier ansässige Familie, die, wie ich feststellen würde, einige von Beats wertvollsten Dingen hütet, um sorgt und pflegt, damit sie uns zur Weiterreise verhelfen: Fahrräder, eine der wohl wichtigsten und vernunftvollsten Erfindungen des vergangenen Jahrhunderts. Gepackt, und los fuhren wir über eine verwinkelte Route durch riesige Obstgärten, an Feldern entlang nach Pont St. Esprit, weiter bergan in die rauhe Landschaft von Issirac und Orgnac. Die Sonne schien den ganzen Tag und wärmte den Rücken im kühlen Winde. Die Mandelbäume wogen darin ihre Zweige, mit tausenden rosafarbenen Blüten behangen. Welche Pracht! Dann all die andersartigen Sträucher und Bäume entlang unseres Weges. Die weiten Rebfelder und Kirschgärten. Die Dörfer wie ausgestorben, die Mauern zerfallen, keine spielenden Kinder. Im Abendrot erreichten wir Issirac und Beats Haus. Unsere Ankunft galt sogleich den Bäumen: Ein riesiger Kirschgarten, eine Reihe Apfelbäume und Maulbeerbäume. Dann grosse alte Eichen, Lorbeersträucher, hier würde es einiges zu entdecken geben. Nach einem guten Essen und kurzweiligem Gespräch legte ich mich schlafen, von den schönen Eindrücken des Tages gesättigt. Noch vor dem Morgenrot erwachte ich am silbernen Gezwitscher der Rotkehlchen. Vom Bette blickte ich direkt in den grossen Rebgarten, der von einer teilweise zerfallenen und mit Dorngebüsch verwachsenen Trockenmauer umfriedet ist. Wie andersartig die Landschaft hier wirkt, trockener, wilder und steiniger. Beat klatscht und pfeift zum Frühstück, erzählt wie das Haus entstand und wie wichtig ihm das Morgenlicht sei, dass die aufgehende Sonne durch die Fenster ins Haus scheine. Durch das Fenster erblicke ich, wie in ein Bild gerahmt, drei von Beats umsorgten Apfelbäumen, die es heute zu schneiden gilt. Wir besuchen den breitwüchsigen Apfelbaum an der Mauer. Die Äste stehen viel zu dicht, einige müssen wir wohl ganz entfernen. Warum das, sorgt sich Beat um das Wohl des Baumes. Ich erkläre, weil sonst das ganze Blütenholz kein Licht bekäme. Beat lässt gewähren, insgeheim hat er Vertrauen gefasst, folgt meinen Ausführungen und bemerkt, dass sich alles im Sinne seiner eigenen bisherigen Erfahrungen deckt, das Wesen der Bäume zu

erkennen. Im Garten, den wir Menschen unseren Gemüsen und Obstbäumen widmen, wo wir den Boden lockern, mit Dung anreichern, wuchernde Pflanzen im Zaume halten, dort wollen wir mit dem Apfelbaum ein Bündnis schliessen: schau, ich hege dich in meinem Garten, helfe dir deinen Platz einnehmen, damit du den Garten mit deinen Blüten erfreuest und uns mit deinen Früchten versorgest. Ich schütze dich vor dem Überwachsenwerden, lichte dein Geäst, damit wir für uns geeignete Äpfel erhalten, ich schneide dich aber auch, damit du länger lebst, uns mit Dörräpfeln über den Winter bringest! Auch sorgen wir uns um deine Kinder, säen die Kerne deiner Früchte, bewässern das junge Pflänzchen die Sommerhitze hindurch, um es schliesslich an einer sonnigen Stelle und im sorgsam gelockerten Boden zu pflanzen, zu schützen und achtsam zu hegen. Bäume wachsen mit uns Menschen, wir rodeten Wälder, aber liessen die Felder von Zeit zu Zeit wieder verwildern. Intensive Landwirtschaft in den tiefgründigen Flussebenen lockte uns, die kargen Felder hier oben in der rauhen Natur aufzugeben, und nun wachsen Eichen und spriessen all die wundersamen Baumgeschöpfe zwischen den Steinen empor, denen ich hier auf dem Weg zur Quelle begegne, wo wir unser Wasser täglich holen. Durch das Netz der Pflanzenwurzeln gefiltert, und durch das Grundgestein gedrungen, tropft das Wasser in den tiefen Brunnen einer ummauerten Quelle. Der Eimer füllt sich und ich ziehe das Wasser den Brunnenschacht hoch, wo es auf dem Wege nach oben von den zarten Farnwedeln berührt wird, die hier im Zwielight dank der feuchten Luft der Quelle gedeihen. Im Schatten der Schlucht wachsen Zürgelbäume, ein viel Kraft ausstrahlender Laubbaum, der uns mit dünnen, doch süssen Beeren beschenkt. Auf dem Wege zu den Olivenpflanzungen entdeckte ich einen Speierling, einen edlen Verwandten unseres Vogelbeerbaumes, aus dessen fiedrigem Laub im Herbst gelb rote Früchte leuchten. Die Natur hier wahrt eine Schatztruhe pflanzlicher Edelsteine. In vollen Eimern trugen wir das Wasser ins Haus zurück und widmeten uns dem Kirschgarten, einem Felde, worin die Bäume gitterartig angepflanzt sind. Die Wiese im Schatten der Kirschbäume birgt manches Kraut, sehr augenfällig die dicken Blattrossetten der Orchideen.

Die Kirschbäume müssen verjüngt und gedüngt werden, und Beat wird mir einen Monat später in einem Briefe berichten: wie eine weisse Wolke habe der Garten geblüht. Die teils waldige Landschaft von Issirac in das eine Fahrradstunde entfernte Orgnac ist von Rebfeldern, Mandelbäumen, Kirschgärten und Kastanienhainen geprägt. Zur Blüte eine traumhafte Landschaft, in den Farben des Herbstes ein wahres Fest der Sinne, wie ich bei meinen späteren Besuchen in Issirac erfahren konnte.

Meine Freundschaft mit Beat währt nun bald 10 Jahre. Beat, bist nun in deinem 75. Jahre, und wie ein Baum desselben Alters ein wenig brüchig geworden, einige Äste waren im Schatten anderer vernachlässigt. Mit deinen starken Wurzeln hast du den Boden deines Umfeldes während vieler Jahrzehnte urbar gemacht und das Saatbett bereitet, damit im Schutze deiner Zweige junge Bäume keimen, die wiederum sich verjüngt haben und dich und uns alle mit vielen neuen Früchten beschenken.

Öko-ethische Keime in Spinozas Wesensverständnis

Bernardo Gut

Naturwissenschaftler und Philosoph, Gymnasiallehrer, Autor eines Buchs über die Bäume Patagoniens

Unter Oecologie verstehen wir die gesamte Wissenschaft von den Beziehungen des Organismus zur umgebenden Außenwelt, wohin wir im weiteren Sinne alle «Existenz-Bedingungen» rechnen können. Diese sind teils organischer teils anorganischer Natur.

Ernst Haeckel, 1866



IT SEINEM 1977 erschienenen Aufsatz *Spinoza and Ecology* löste Arne Naess eine recht lebhaft geführte Debatte aus, an der sich (unter anderen) Genevieve Lloyd (1980, 2001), K.L.F. Houle (1997), A. Naess selbst (1980, 1983) sowie Margaret Dauler

Wilson (1999) beteiligten, und die mit dem umfassenden, ausgewogenen Essay von Dominik Perler, *Spinoza über Tiere* (2014), einen vorläufigen Abschluss gefunden hat. Wilsons und Perlers nüchterne, gründliche Analysen haben zwar einwandfrei aufgedeckt, dass die Hoffnung, in Spinoza den Vorreiter eines ökologischen Programms zu sehen oder ihn gar als ersten Tierschützer feiern zu können, von den überlieferten Texten nicht gestützt wird. Perler macht jedoch darauf aufmerksam, «wie tief Spinozas Überlegungen zum Verhältnis von Menschen und Tieren in eine umfassende Theorie eingebettet sind, die einem verbesserten Zusammenleben [von Menschen und Tieren] dienen soll» (Perler 2014, S. 259).

Mit gebotener Kürze will ich im Folgenden auf einem anderen Wege nachzuweisen versuchen, dass *öko-ethische Keime* in Spinozas Denken angelegt sind.

Die Freiheit im *Theologisch-politischen Traktat*

Wortmächtig hebt Spinoza (24.11.1632 – 21.02.1677) im *Tractatus theologico-politicus* das unveräußerliche Recht jedes einzelnen Menschen hervor, frei zu denken und zu urteilen:

«... [So] ist es ganz unmöglich, dass der Geist unbedingt dem Rechte eines anderen verfällt, denn niemand kann sein natürliches Recht oder seine Fähigkeit, frei zu schließen und über alles zu urteilen, auf einen anderen übertragen noch kann er zu einer solchen Übertragung gezwungen werden» (*Opera I*, S. 601). Und an anderer Stelle: «Denn niemals haben sich die Menschen so ihres Rechtes begeben und so ihre Macht auf einen anderen übertragen, dass sie nicht von denen, die ihr Recht und ihre Macht übernahmen, gefürchtet worden wären und dass der Regierung von den ihres Rechtes beraubten Bürgern nicht mehr Gefahr gedroht hätte als von den [erklärten] Feinden» (*Opera I*, S. 499).

Ausgehend von diesem unverrückbaren, individuellen *Freiheitsprinzip*, das im Sinne Spinozas die dem *Genus Mensch* eigentümliche, jedem menschlichen Individuum zukommende Wesensverfassung darstellt, gerät jede, das genannte Grundprinzip beherzigende, sich daran orientierende, real erscheinende Gesellschaft vor die gleiche, unausweichliche, immer wieder neu zu lösende Aufgabe, nämlich: Um ein erträgliches Zusammenleben der nach freier, persönlicher Entfaltung strebenden Individuen zu gewähren, ist es erforderlich, der ausufernden, rücksichtslosen Zügellosigkeit Einzelner Schranken zu setzen. Einerseits kann niemand einem Anderen das ihm einverlebte Freiheitsbedürfnis absprechen oder entreißen; andererseits kommen wir nicht umhin, immer wieder neu zu bestimmen, inwieweit jedem diese Freiheit – unbeschadet des Friedens der Gemeinschaft und der Wahrung der Rechte der [drei] Gewalten – zugestanden werden kann und darf (vgl. *Opera I*, S. 605).

Daher ist für Spinoza «... der letzte Zweck des Staates nicht ... zu herrschen noch die Menschen in Furcht zu halten oder sie fremder Gewalt zu unterwerfen, sondern vielmehr den Einzelnen von der Furcht zu befreien, damit er so sicher als möglich leben und sein natürliches Recht zu sein und zu wirken ohne Schaden für sich und andere vollkommen behaupten kann. Es ist nicht der Zweck des Staates, die Menschen aus vernünftigen Wesen zu Tieren oder Automaten zu machen, sondern vielmehr zu bewirken, dass ihr Geist und ihr Körper ungefährdet ihre Kräfte entfalten können, dass sie selbst frei ihre Vernunft gebrauchen und dass sie nicht mit Zorn, Hass und Hinterhalt einander bekämpfen noch feindselig gegen einander gesinnt sind. *Der Zweck* [Finis → Endziel] *des Staates ist daher die Freiheit*» (*Opera* I, S. 605).

Diese Freiheitsflamme in sich selbst zunächst erahnt, dann erlebt, klar erfasst und trotz aller Widerfahrnisse stets von neuem bekräftigt zu haben, halte ich für den Angelpunkt von Spinozas Denken und Wirken. Wer diesen Freiheitswillen in sich findet, kann keinen übergeordneten, allmächtigen *Herrschergott* dulden.

***Deus sive Natura* – und die Folgen**

Gleichwohl ist mein ganzes Wesen, ebenso wie alles außerhalb meiner selbst Seiende und mir Begegnende göttlich durchwirkt. Das Göttliche waltet im Gesetzlichen, im allumfassenden, mannigfache Aspekte aufweisenden Karma. Daher heißt es bei Spinoza: «*Deus sive Natura*» (*Ethica*, 4. Teil, Einleitung; ferner Lehrsatz 4, *Opera* II, S. 381; 393). Das ist jedoch nichts Beliebigen oder nebulös Abstraktes. Ebenso wie ich selbst ein in sich selbst vielgliedriges und vielschichtiges Einzelwesen bin, begegnen mir entsprechende, wenn auch nicht unbedingt gleichartige Einzelwesen, Dinge, Gegenstände – mithin solches, auf das ich zeigen kann bzw. das ich mir vorzustellen vermag.

Nun strebt jedes Ding danach, in seinem Sein zu beharren, und zwar auf Grund der ihm eigenen Natur (*Ethica*, 3. Teil, Lehrsätze 5-7). Auch der Mensch ist Teil der Natur. Daher gilt:

«Das Vermögen, wodurch die einzelnen Dinge und folglich auch der Mensch sein Sein erhält, ist das Vermögen Gottes oder der *Na-*

tur selbst, nicht insofern sie unendlich ist, sondern insofern sie durch das wirkliche Wesen des Menschen ausgedrückt werden kann» (*Ethica*, 4. Teil, Lehrsatz 4, Beweis).

Wenn nun aber jedes einzelne Wesen Anteil an der in die Welt ausgegossenen göttlichen Wesenhaftigkeit hat und sich dessen Auftreten, Wandeln und Vergehen naturgemäß vollziehen – das heißt, im Sinne Leibnizens, nach dem *Prinzip des zureichenden Grundes* (→ *Nichts ist ohne Grund – nichts bleibt folgenlos*) bzw. entsprechend dem alldurchwaltenden, vielschichtigen Karma –, dann kommt jedem Wesen das gleiche Daseinsrecht zu. Für Spinoza unterscheiden sich nämlich die Dinge nur in Hinblick auf die ihnen eigene Komplexität, sie sind jedoch stets Ausdruck der in ihnen anwesenden göttlichen Wesenhaftigkeit.

Wenn daher jedem Ding prinzipiell das gleiche Recht auf die ihm eigene Erscheinungs- und Verwandlungsweise zusteht und das derart von Urbeginn an Angelegte in der sinnlich erfahrbaren Erscheinungswelt gewahrt bleibt, ist die *Natura naturata* vielfältig, vielstimmig, schön – ein *Kosmos* eben.

Der Appell an den freien Menschen

Aber wie kann der an sich mögliche *Kosmos* erfahrbar werden, sich erhalten und erlebbar bleiben? Im Sinne Spinozas können nur wir Menschen Derartiges erwirken. Denn wir allein erfreuen uns einer doppelten Natur: Zwar leben und handeln wir getrieben von unseren Affekten und mächtigen Leidenschaften; doch nicht ausschließlich. Da zeigt sich zunächst Folgendes:

«Ein Affekt, der eine Leidenschaft ist, hört auf, Leidenschaft zu sein, sobald wir uns eine klare und bestimmte Vorstellung desselben bilden» (*Ethica*, 5. Teil, Lehrsatz 3).

Damit deutet Spinoza auf unsere vernunftgebundene Fähigkeit hin, *Abstand* zu unseren eigenen Affekten, Leidenschaften, Gebrechen zu gewinnen. Dadurch sind wir grundsätzlich in der Lage, Affekte, die unserer eigenen Natur entspringen «zu ordnen und zu verflechten» [*concatenandi ad intellectum*] (*Ethica*, 5. Teil, Lehrsatz 10). Aber indem wir Abstand zu uns selbst zu gewinnen vermögen, sind wir auch in der Lage, Dinge außerhalb unserer selbst zu ver-

nehmen, zu beobachten, wesensgerecht zu erkennen und, damit einhergehend, aus Einsicht situationsgerecht und sachgemäß zu handeln. Denn, wie es im Lehrsatz 24 des 5. Teils heißt:

«Je mehr wir die einzelnen Dinge erkennen, um so mehr erkennen wir Gott.»

Zusammenfassend, und in anderen Worten ausgedrückt: In uns walten die Affekte und mächtige Leidenschaften. Wir finden in uns aber auch die nicht zu löschende Freiheitsflamme, das Vermögen, uns Begegnendes zu verstehen, die Fähigkeit, vernunftgeleitet zu handeln – und uns von den flüchtigen Funken wesentlicher Tugenden wie zum Beispiel der Einsicht, des Maßes, der Gerechtigkeit, der Wohlgesinnung anregen zu lassen.

Insoweit es uns dann und wann gelingt, die genannten Komponenten unseres komplexen Wesens zu aktivieren, erwacht in uns der *öko-ethische Keim* und wir beginnen *ökologisch* zu handeln, das heißt: auf das Beziehungsgeflecht der mit uns *daseienden* Wesen zu achten.

Beatus Poeta — Helvetia felix

Mathis Wackernagel

*Ingenieur, Urbanist, Begründer des ökonomischen Konzepts
«Ökologischer Fussabdruck» (Global Footprint Network)*



EAT inspiriert mich, denn für mich ist er ein romantischer Poet, der die Welt in ihren ökologischen Widersprüchen wahrnimmt. Aber statt zu verzweifeln, übersetzt er die Widersprüche in kulturelle Projekte. Er zeigt dabei auf, wie jede noch so versteckte akademische Disziplin mit dem Widerspruch verbunden ist. Keine Ausrede, mach mit, es ist Deine Welt, und Du bist nicht allein. Du bist verbunden mit mittel-

alterlichen Mystikern, mit den Pionieren der Helvetik, und den Solaringenieuren des 21. Jahrhunderts.

Er hört nicht auf den amerikanischen Humoristen Mark Twain, der uns riet: «to do good is noble. To tell others to do good is even nobler and much less trouble.» Beat hat nicht nur ansteckende Ideen, er lebt sie auch. Genauer gesagt lebt Beat sein Werk durch ökologischen Hedonismus – weil es ohne Auto eben viel befreiender ist, weil seine Binninger Pfirsiche eben viel schmackhafter sind als das bluttriefende Steak, weil selbst zu musizieren eben mehr begeistert als nur einen Musikapparat am Stromkreis anzuschliessen.

Die Poesie ist es, auf der unsere Freundschaft gründet. Er als ein Kultur- und Wort-Poet, ich eher ein Poet der Zahlen. Meine Seele vibriert, wenn ich ihr Zahlen vorsetze. Sie entsetzt sich, wenn sie realisiert, was für Unglaublichkeiten sich im Leben von Justin Bieber abspielen. Das musikalische Weltphänomen ist zwar erst 21 Jahre alt. Aber in seinem zarten Leben wurden 42 Prozent aller Fossilenergien, die bis anhin in der Menschengeschichte genutzt worden sind, verbrannt. Und in meinem Leben, sind es 79%, und in Beats Leben sind es 84%, also das Doppelte von Justin Bieber. Diese Poesie der Zahlen beschäftigt mich und dreht an meinem Hirn, während ich wie Beat pfeifend zur Arbeit pedale.

Zusammen wollten wir einmal den «Footprint» von Basel errechnen, und mit der Regio Basiliensis vergleichen. Aber wir konnten die Stiftungen nicht überzeugen. Wie gross müsste die Regio Basiliensis wirklich sein, um unseren Ressourcenmetabolismus aufrechtzuerhalten? Und spielt das überhaupt eine Rolle? Die meisten denken: nein. Denn es geht uns gut, wir haben Geld, und so können wir uns die Dinge zukaufen, die wir brauchen. Wir leben doch nicht mehr im Mittelalter!

Ich sehe das anders, durch die Brille meiner numerischen Poesie. Und wahrscheinlich hätten das die Gebrüder Bernoulli und der Herr Euler auch anders gesehen. Dabei braucht es nicht einmal so viele Rechenkünste. Nur banale Mathematik und etwas Schulgeometrie. Hier in abgezählten Schritten:

Wie viel Natur haben wir? Die Rechnung ist einfach: Die Erdkugel hat einen Umfang von 40 000 Kilometern und damit eine Oberfläche von 51 Milliarden Hektaren (Oberfläche einer Kugel = $4 \pi r^2$. der Radius r ist der Umfang dividiert durch 2π). Ungefähr ein Viertel ist biologisch produktiv: Wälder, Felder, Feuchtgebiete und fischreiche Meere – vor allem die Küstengebiete. Die anderen Dreiviertel sind Wüsten, Eisflächen, offene Meere mit wenig Fischen. Die Regio Basiliensis hat wenig Wüsten und Eisflächen - damit liegt sie voll im produktiven Viertel, und daher ist es auch so attraktiv, in dieser Region zu leben.

2

Was heisst das pro Kopf? Mit einer Weltbevölkerung von über sieben Milliarden stehen uns somit pro Erdbewohner etwa 1,7 Hektaren produktive Fläche zur Verfügung. Die zehn bis hundert Millionen wilden Tierarten brauchen auch einen Teil dieser ökologisch produktiven Fläche. Der Harvard-Biologe E.O. Wilson schlägt vor, für den Artenschutz weltweit die Hälfte zu reservieren. Ist das übertrieben grosszügig? Oder knausrig – sind wir doch nur eine wilde Tierart?

3

Wie viel Eigen-Ressourcen hat die Regio Basiliensis? Das wissen wir leider noch nicht, denn, wie gesagt, wurde das Projekt nicht finanziert. Also dann halt, wie viel hat die Schweiz? Die Berge und Seen der Schweiz sind wunderschön, aber mit 8,3 Millionen Einwohnern haben wir nur 1,3 globale Durchschnittshektaren pro Kopf. Im Gegensatz zur Regio Basiliensis hat die Schweiz Eisflächen und Wüsten im Hochgebirge – daher rechnen wir die Produktivität um und messen sie in globalen Hektaren, also standardisierte pflanzenbedeckte Hektaren mit Weltdurchschnittsproduktivität. Unsere Nachbarn in der Regio Basiliensis sind mindestens national besser bestückt. Deutschland hat 2,3, und Frankreich 3,1 globale Hektaren pro Kopf.

4

Wie viel braucht die Schweiz heute? Um sowohl alles Essen, alle Fasern, alles Holz zu produzieren, das die Schweiz konsumiert, als auch die entsprechenden Abfälle aufzunehmen (besonders das CO₂ von der Fossilenergie), und die Städte, Strassen und Dörfer zu beherbergen (sie belegen oft die fruchtbarsten Böden), braucht es heute über 5,8 globale Hektaren pro Kopf. Also etwa viermal mehr als es in der Schweiz gibt.

5

Wie decken wir Schweizer dieses Defizit ab? Wir importieren Biokapazität (inklusive etwa die Hälfte unseres Essens). Auch emittieren wir viel CO₂ in die Atmosphäre. Umgerechnet aufs Jahr deckt die Schweiz mit ihren eigenen Ökosystemen nur 82 Tage Ihres Jahresbedarfs ab (also $1,3 / 5,8 \times 366 = 82$ Tage). Damit haben wir dieses Jahr das Schweizer Ökobudget am 22. März aufgebraucht, und so wird dieses Datum der Tag des Schweizer Ökodefizits.

6

Na und? Wie gesagt, wir Schweizer haben Geld. Aber wir stehen mit dem Rest der Welt im Wettbewerb um diese Naturressourcen.

a) Weltbürger nutzen mittlerweile mit 2,7 globalen Hektaren pro Kopf etwa 60 Prozent mehr als die Erde regenerieren kann. Mit anderen Worten, wir konsumieren 60% schneller als uns die Erde liefern kann. Das ist, wie wenn wir 60% schneller essen als einkaufen. Da leert sich der Küchekasten allmählich. Für den zu grossen Footprint ist die Konsequenz dieser Übernutzung der Aufbau von globalen ökologischen Schulden – CO₂-Anstieg in der Atmosphäre, knappes Trinkwasser, schwindende Wälder. Von wo werden die Schweizer all die nötigen Ressourcen importieren?

b) Aus physikalischen Gründen können nicht alle mehr importieren als exportieren, obwohl diese Importlösungen von einigen akademischen Disziplinen immer noch angepriesen wird. Ein paar Physikstunden könnten da nachhelfen. Das Faktum dass die biologisch produktiven Flächen begrenzt sind, erhöht den Wettbewerb

um die Ressourcen der Natur. (natürlich kann die Produktivität dieser Flächen erhöht werden – und das ist in unseren Rechnungen schon eingebaut, und trotzdem klafft der Graben zwischen dem, was wir haben und dem, was wir nutzen, immer weiter auseinander).

c) Nun kommt der wenigst poetische Punkt. Schnallt Euch an. Relativ zum Rest der Welt, nimmt unser Einkommen ab – Einkommen wachsen schneller im Rest der Welt als in der Schweiz. Heute ist der Anteil des Schweizers am Gesamteinkommen der ganzen Welt (mit dem jeder Schweizer im Wettbewerb steht) im Durchschnitt nur noch halb so gross wie vor 35 Jahren.

Damit, glaube ich, wird dieses Ressourcendefizit auch für die Schweiz zum Risiko.

7

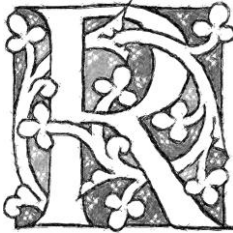
Ändern die Klimabeschlüsse von Paris etwas? Dort hat die Welt letzten Dezember implizit beschlossen, bis 2050 ganz aus der Fossilenergie auszusteigen. Zwar hat die Welt ohne Fossilenergie noch weniger Ressourcen. Aber mit Fossilenergie hat sie langfristig noch viel weniger, denn auch wenn sich das Ölzeitalter noch herausziehen sollte, wird extremer Klimawandel die Produktivität der Natur weltweit durchschnittlich schwächen. Ob die Welt bald aus der Fossilenergie aussteigt, oder nicht, beide Wege erhöhen die Ressourcenknappheit.

Nun, vielleicht war das doch nicht ganz poetisch. Es war ein Spiel mit der Endlichkeit unseres Planeten. Aber wegen erfindungsreichen und begeisterungsfähigen Menschen wie Beat sind die Möglichkeiten eben unendlich. Darum brauchen wir mehr Beats – praktische Poeten, die sich ins Leben werfen. Und bedenke, was Du von Beat gesehen hast, sind erst die ersten 75 Jahre.

Die Phänomene und die Zeit

Heiri Schenkel

Physiker, a. Gymnasiallehrer in Oberwil, Physikdidaktiker Basel/ETH,
Förderer des CAS



«*ERTTET die Phänomene!*» – dies ist der bei den pädagogisch Interessierten bekannte Aufruf des Physikers und Pädagogen Martin Wagenschein (1896-1988). Er befürchtete, die einseitige Betonung der in Formeln gefassten wissenschaftlichen Erkenntnisse werde mehr und mehr zu einer Geringschätzung des Phänomens und einem Verlust der Nachdenklichkeit über das sinnlich Erfahrene führen. Die Computersimulation, die er nicht mehr ganz miterlebte, könnte auch dazu führen, dass diese vom Kopfmenschen gemachte Pseudorealität an die Stelle des natürlichen Phänomens tritt: Der Mensch schaut nur noch sich selber an und vergisst sein Eingebettetsein in der Natur. Die nun grassierende Handy-Addiction lässt allerdings befürchten, dass das unmittelbare Erleben momentan von «Applications» zugeschüttet wird. Sobald aber ein Kind das natürliche Phänomen intensiv erlebt, wie etwa in einem Waldkindergarten, wird es dem Handy und der Bildschirmfiktion widerstehen können, da bin ich überzeugt.

Aristoteles meinte, und es passt dazu: «*Alle Menschen verlangen von Natur aus nach dem Wissen; ein Zeichen dessen ist ihre Liebe zu den Sinneswahrnehmungen, die sie, auch abgesehen von dem Nutzen, um ihrer selbst willen lieben...*»

Wagenschein hatte begonnen, Bilder zu sammeln, welche zum Nachdenken anregen sollten und er träumte auch von gut gemachten Filmsequenzen, z.B. Zeitrafferaufnahmen vom Entstehen, Bewegen und Vergehen von Wolken. Seine Sammlung ging während des 2. Weltkrieges in einer Bombennacht in Flammen auf, und er

hatte danach nicht mehr die Energie, um das Projekt wieder aufzunehmen. Es wäre gerade heute sinnvoll, den Versuch einer solchen Sammlung von «Denkbildern» zu wagen, welche Erstaunen und Neugierde wecken, durch ihre rätselhafte Schönheit ansprechen, so dass der kritische und nachdenkliche Mensch zu überlegen beginnt, wie man das Beobachtete auf Grund von tieferen Naturgesetzmässigkeiten verstehen könne.

Um ein Beispiel zu nennen: Es fasziniert mich stets von Neuem, zu beobachten, wie sich bei einsetzendem Schneefall Muster bilden, weil die Schneeflocken an bestimmten Stellen des Bodens eher überleben als an anderen. Meine Terrasse zeigte oft dieses Bild: Auf den Zwischenräumen der Betonsteine blieb der Schnee eher liegen, auch auf der runden Granitplatte im Zentrum des Steinkreises. Wenn man sich in das Bild vertieft, wird man vielleicht auf den Spuren von Lukrez bis zum Atomismus und zur molekularen Bewegung gelangen, vielleicht auch realisieren, dass die aus dem Erdinnern strömende Wärme unter anderem etwas zu tun hat mit der Radioaktivität des Urans, welches vor etwa fünf Milliarden Jahren in die entstehende Erde eingebettet wurde, nachdem es zuvor in unserer Ecke des Universums durch eine Supernova gebildet worden war.

Damit ist die *Zeit* angesprochen, dieser seltsame Begriff, von dem Augustinus sagte, er wüsste nur, was er bedeute, wenn man ihn nicht danach frage. Am Vorbeifliessen der Erscheinungen glauben wir, ein «Wirken der Zeit» zu erkennen: In einem einsamen Talboden, inmitten von Bergblumen stehend, umsummt von reichem Insektenleben, blicke ich hinauf auf Talränder, einen halben Kilometer über mir, welche deutliche, vielleicht 12000 Jahre alte Schleifspuren der Gletscher zeigen. Fünfhundert Meter dickes Eis lag an der Stelle, wo ich nun stehe. Es zerfloss, so wie die Zeit, und überliess die Gebirge schutzlos der Erosion. Die Talböden füllten sich mit Schotter und Schwemmfächern, auf denen sich die Menschen niederliessen, Wege über Fels und Eis fanden, um Handel zu treiben, sodass man nun, 6000 Jahre später, einen vergessenen Pfeilbogen, bronzene Fibeln und auch die später verlorenen Eisennägel von römischen Legionärsschuhen unter dem Eis finden kann,

so etwa auf dem Schnidenjoch oder auf dem Lötschenpass im Berner Oberland.

Später, vor etwa zweitausend Jahren, versank ein Frachtschiff, schwer beladen mit Marmorskulpturen, Bronzestatuen und anderen Erzeugnissen des griechischen Handwerks, auf dem Weg nach dem konsumfreudigen Rom an der schroffen Felswand der Insel Antikythera, vor der Südspitze des Peloponnes. Vor hundert Jahren wurde es zum ersten Mal von Fischern entdeckt und ist heute noch eine Fundgrube.

Mit *émotion* sehe ich in der archäologischen Ausstellung wunderbar geformte Hände aus Bronze und Marmor, die sich den ersten Tauchern entgegenstreckten und nun in den Museumsvitrinen ruhen. Vor zwei Millionen Jahren (oder waren es fünf?) begann es: Als die Vorformen der Hände, die vorderen Gliedmassen nicht mehr zum Gehen benötigt wurden, weil unsere fernen Vorfahren, wahrscheinlich durch das Aufklaffen des afrikanischen Kontinents genötigt, von den Bäumen stiegen und aufrecht in die Steppe hinaus zu wandern begannen. Nun befanden sich diese Ur-Hände arbeitslos vor dem Gesicht des Urmenschen und machten sich daran, das Gehirn mitzuformen, indem sie sich immer neue Tätigkeiten schufen, im Spannungsfeld von Sehen, Denken und Tun. In diesem Jahrmillionen währenden Zwiegespräch, in einem langen Prozess des Gebens und Nehmens, wuchs der Cortex in unserem Gehirn. Dies führte auch zur Schrift, zum Nachdenken über uns selber, zu den Skulpturen und den Bronzen von Antikythera. Alles im Zusammenspiel von Hand, Auge und Denken entstanden, auf der Spielwiese von Evolution und Zeit.

Wer sind wir? Es braucht nur ein geologisches Ereignis in Afrika, vorher vielleicht gelegentlich einen Asteroiden, der die Erde von den dominierenden Dinosauriern befreit, dazu einige Umklappungen des Erdmagnetfeldes, damit die kosmische Strahlung ungehindert an unserem Erbgut rütteln kann. In dieser Kette von Zufällen sind wir entstanden, eingebettet in einer phantastischen und geheimnisvollen kosmischen Interdependenz. Wir sind ein Netzwerk von Beziehungen, wir sind keine isolierten, abstrakten Entitäten.

Wir können dies am Begriff «Baum» verdeutlichen: ☉Das, was wir als Baum bezeichnen, ist abhängig von den verschiedensten bedingenden Faktoren: Wurzeln, Stamm, Ästen, Zweigen, Blättern, Nährstoffen im Boden, dem Grundwasser, Wind, Regen, Sonneneinstrahlung, von der Existenz eines Planeten und seiner Geschichte, seiner Entstehung und Stellung im Weltraum, dem Vorhandensein der chemischen Elemente, welche ja in der Endphase von Sternen, den Supernovas gebildet wurden, usw. usw.

Der Baum ist für sich genommen gar nicht «da», sondern erst durch das Ineinandergreifen der vielen Faktoren, die ihn «ins Dasein erheben» - dazu gehört auch die Wahrnehmung durch unser neuronales System und die sprachliche Zuordnung «Baum». Wäre der Baum ein vollkommen isoliertes und eigenständiges Phänomen, das unabhängig von Bedingungen existierte, könnte er nicht wachsen und gedeihen, da er für sein Vorhandensein nichts anderes bräuchte als sich selbst. Er wäre Entstehen und Vergehen nicht unterworfen, immer gleich, ungebunden, todlos. Aber er verändert sich ja unablässig, vom Samenkorn bis hin zu dem knorrigen Gewächs mit dichtem Blattwuchs, das auch irgendwann wieder dem Verfall anheimfällt und stirbt.

Dinge, Objekte manifestieren sich also nur aus der Interdependenz mit anderen, ein Objekt kann nie aus sich selber entstehen oder bestehen. Nur die gegenseitige Abhängigkeit macht es zu einer beobachtbaren Entität. Das Objekt an sich gibt es nicht, sondern nur die Summe seiner Abhängigkeiten. So ist es auch mit anderen «Objekten», wie den von uns erdachten Elementarteilchen, den Elektronen, Atomen, Molekülen, Genen, Kraftfeldern, Higgs-Bosonen: Sie haben keine eigene, intrinsische, absolute Existenz sondern nur eine relative, in der Interdependenz entstandene. Dies hat die buddhistische Naturphilosophie schon vor 2500 Jahren erkannt. Leider hat die politische Lage vor fünf Jahren uns, Beat und mir, nicht gestattet, auf dem Landweg (für Beat ist das Flugzeug tabu) nach Indien zu reisen, um an einem Gedankenaustausch zwischen tibetischen Mönchsgelehrten und westlichen Wissenschaftern teilzunehmen. Wie gerne hätte ich ihn dort über Mystizismus und Meister Eckhardt vortragen hören!

Nun kehre ich zurück zur konkreten Physik, deren reduzierende Weltansicht auch nützlich sein kann, um Sachfragen entscheiden zu helfen, so etwa für das autofreie Leben. Ich zitiere aus einem Bulletin des CAS, des ehemaligen Clubs der Autofreien:

«Verdient hätten sie' s schon, die Autofreien. Ohne ein Herumsteh-Vehikel lebend, tun sie etwas für die Allgemeinheit. Sie realisieren jetzt schon das genüssliche Nicht-Autofahren, das die Luft, das Klima, menschenwürdige Städte so nötig haben, sie verursachen keine Toten oder Paraplegiker und schonen die schwindenden energetischen Ressourcen. Nicht nur durch das Verbrennen von Kohlenwasserstoffen verbraucht das «Stehzeug» Energie. Als Physiklehrer rede ich gerne auch von der grauen Energie, die beim fossilen Fahren heimlich und unbemerkt mitfährt. Auf Grund der Arbeiten von Daniel Spreng an der ETH lässt sich gut abschätzen, dass für die Herstellung des Pseudomobils und über viele weitere Infrastrukturkosten die graue Energie pro gefahrenen Kilometer etwa gleich viel beträgt wie die für das Benzin. Das heisst: Das Auto verbraucht eigentlich doppelt so viel Energie als man meint! Die autolos Lebenden verkleinern dadurch den ökologischen Fussabdruck ihres Landes massiv. Der CAS (und hoffentlich nun auch der VCS) setzt sich dafür ein, dass dieses Verdienst anerkannt wird durch das System eines energetischen und steuerlichen Ökobonus. Dank dieser ökonomischen Vernunftmassnahme wird der CAS/VCS wachsen. Aber um den entsprechenden politischen Druck ausüben zu können, braucht er viele Mitglieder!»

Aus der «Helvetischen ökologischen Verfassung»

Beat von Scarpatetti (1998)



AS IST ÖKOLOGIE? Ökologie ist gemäss dem griechischen Wort die Lehre von der Behausung der Lebewesen. Sie ist heute eine neue Einsicht in eine allgemeine Vernetzung des Lebens, von der wir nicht alles wissen. Sie fragt: wie leben Pflanzen,

Tiere, Menschen in ihrem Milieu, wie ist ihr Lebensbereich ausgestattet, welche wechselseitigen Beeinflussungen von Lebendem und Lebensbereich finden statt? Was ist ihr «Biotop», ihr Lebensort, und wie soll er beschaffen sein? Die Ökologie als Wissenschaft gibt es seit dem letzten Jahrhundert; sie ist empirisch. In der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts ist die ökologische Bewegung entstanden; diese ist normativ und ethisch motiviert. Sie hat die akute Bedrohung der Lebensräume, die die Industriegewelt gebracht hat, erkannt und setzt sich für deren Behebung ein. Sie arbeitet heute weltweit in ungezählten Zweigen, von der Forschung bis zum politischen Kampf.

Heute ist Ökologie überall eines der öffentlichen Themen. Wichtig ist aber, dass sie auch dort gegenwärtig ist, wo sie nicht auf gängige Weise angesprochen und zum Thema gemacht wird. In diesem tiefern Sinn begleitet sie unser tägliches Leben, ist immer wirksam und immer präsent. Ihre Gesetze prägen auch den Menschen, der sich nicht direkt um sie kümmert. Jeder einzelne Mensch lebt in einer ökologischen Bedingtheit, so wie jeder Bürger eines Landes einen politischen Status hat, ob er ihn wahrnehme oder nicht. Die politische Verfassung des Landes gilt auch für ihn. In gleicher Weise gibt es für ihn auch eine ökologische Verfassung. Die Ökologie konstituiert jeden Menschen und jedes Lebewesen,

das heisst, sie verleiht ihm eine ökologische Konstitution. Wie unendlich vielfältig und fein diese ins Ganze des Lebens verwoben ist, zeigt die neue Lehre der Vernetzung. Die ökologische Verfassung, gemäss dem vorausgehenden Text, soll auch als eine ökologische Verfasstheit verstanden werden. In Analogie vorausgehenden Verfassungstext wird hier in 14 Punkten versucht, die ökologische Verfasstheit des Menschen darzustellen.

Was bedeutet also die ökologische Verfasstheit des Menschen? Was bedeutet das für den Einzelnen, Ökologie? Wir haben dazu unser Gegenüber und uns selbst zu fragen: Wie bist du? Wie findest du dich vor? Was prägt und umgibt dich? Diese Fragen berühren die Grundfragen des Lebens. Wenn wir uns auf der Welt, versehen mit dem Selbstbewusstsein, vorfinden, stellen sie sich. Neben ihnen steht die Frage des Warum. Sie führt in die Philosophie, stellt die Seinsfrage. Die Ur-Frage — warum ist, was ist? — ist geschichtlich schon früh mit der Gottesfrage verbunden worden. Die ökologische Fragestellung begnügt sich — mindestens hier — mit der Frage des Wie-Seins. Wie lebt, was ist? Wie lebst du? Wie fühlst du? Wie fühlen wir aufeinander hin? Mindestens ein Teil dieser Frage ist mit der Erfassung der ökologischen, der sozialen, und letztlich seelischen Bedingtheit beantwortet. Die Brücke zu dem, was man nach Tradition das «Seelische» nennt, steht über den ökologischen Weg weit offen — was immer das Seelische dann sei. Nach ökologischer Erfahrung wird sich auch keine Grenze ziehen lassen.

Die Autarkie.

Einen Gegensatz zu den heutigen extensiven und globalisierten Weisen des Wirtschaftens und Lebens bildet das antike Ideal einer vollendeten Selbständigkeit und Selbstgenügsamkeit. Die Autarkie im Gemeinwesen ist in den frühmodernen Staats- und Stadt-Utopien immer wieder gefordert worden. Die Autarkie ist eine ökologische Kategorie und eine kapitale Herausforderung an die Kraft und Autonomie aller Lebewesen: dabei geht es nicht nur um das Überleben, sondern um das volle Ausschöpfen der Fülle des eigenen Lebensraums.

Zur Autarkie gehört, folgend den Gesetzen der Biologie, immer

der andere Pol der Symbiose. Es spielen Gleichgewichtsmechanismen, ja auch die Selektion. In der Zivilisation bildet sich eine blühende, im Prinzip autarke Gemeinschaft ihren anderen Pol des Austausches, des Handels, der Arbeitsteilung und Effizienzreflexion. Im Gefolge der kapitalen quantitativen und technischen Revolutionen der Neuzeit und Moderne geriet die Autarkie in Vergessenheit. Sie flackerte im Faschismus kurz auf, nationalistisch und kriegerisch verfälscht. Das masslose Ungleichgewicht in der heutigen Wirtschaft, im Verkehr, im Tourismus und die sich mehrenden Krisen legen nun die nur ökonomistisch effiziente Sackgasse des kurzfristigen Profitraffens ohne Kostenwahrheit bloss. Eine ökologische Evaluation der gewaltigen Systemkrise am Ende unseres Jahrhunderts wird von selbst auf autarkienahe neue Modelle führen. Die Tendenz zur Regionalisierung bestätigt es. Das Prinzip der Autarkie ist immer ein klares ökologisches Prüfungskriterium jeder wirtschaftlichen Tätigkeit. Die heutigen, extrem unselbständigen und globalisierten Praktiken sind sogar ökonomisch unreal, denn sie würden ohne Ressourcenverschleiss gar nicht funktionieren, die autarken Strukturen, klug vernetzt, aber wohl. Klares Leitziel für heutige Faktizitäten sind teilautarke Strukturen und kosmopolitisches Denken. Dies drückt auch die moderne Maxime «Global denken, lokal handeln» aus.

Das Licht und seine Rhythmen.

Das Licht gehört mit dem Gesicht zu jenen elementaren Kategorien der Ökologie, die als solche kaum mehr bewusst sind. Das Licht rhythmisiert unseren Tag und beeinflusst unseren Körper und unsere Stimmungen. Je nach Jahres- und Tageszeit öffnet es einen weiten Fächer der Farben. Das Erlebnis des Lichtes und seiner Wandlungen gehört zum Faszinierendsten, das es gibt. Die Realität zwingt uns, seinen Zauber von den Mängeln her zu schildern, welche heute im Umgang mit dem Licht geschehen.

Das Licht mit seinen Schattierungen und Stimmungen hat im durchschnittlichen Alltag des Städters seine Bedeutung fast vollständig verloren. Die Abend- und die Morgendämmerung werden in der Regel nicht mehr wahrgenommen. Die Städte sind ausge-

leuchtet. Die schwarze Nacht existiert dort nicht mehr. Über alles quillt ein «Lichtsmog» – dieses Wort ist jüngst geprägt worden. Millionen von Menschen arbeiten nur noch im Kunstlicht, unter Tag sozusagen. Das Werden des Morgens, das Vergehen des Abends werden nicht mehr wahrgenommen. An einem Oktobermorgen um halb Acht arbeiten Tausende von Frauen und Männern in einem Gebäude mit Glasfassade im unbarmherzigen Neonlicht und beachten das Aussenlicht nicht. Das Tageslicht, wie es wirklich ist, sogar in der Stadt, erleben etwa noch Marginale, die Clochards und Sans-Abris, die draussen leben. Die wirkliche Dunkelheit, die samtene, sternenglänzende Nacht muss in entlegenen Gebieten gesucht werden. Am Sternenhimmel konkurrenzieren Satelliten und blinkende Flugzeuge die Sternbilder. Das Licht in seinem tausendfältigen Spiel gehört zu den Wundern der Natur und zu den Haupterfahrungen in der Ökologie.

4. ÖKOSTADT BASEL UND ÖKOGEMEINDE BINNINGEN

Ein Leben mit «Ökostadt Basel»

Katja Hugenschmidt, seit 1993 Präsidentin Verein Ökostadt Basel, engagiert in diversen grünen Stadtprojekten



USLÖSER von Ökostadt Basel war die aufwühlende Katastrophennacht auf den 1. November 1986, als in Schweizerhalle Agrochemikalien der Sandoz brannten, giftige Geruchsschwaden über etliche Basler Quartiere zogen, das Löschwasser in den Rhein floss und alle Fische und Aale tötete.

Die Angst dieser langen Nacht ist mir noch heute gegenwärtig, da mein Mann als Lehrer und Feuerwehroffizier der Freiwilligen genau wusste, was da brannte. Und als er an diesem Samstag frühmorgens auf ein Offiziersweekend wegfuhr, musste ich als stille Vertretung seine Klasse übernehmen und wusste nicht, ob jetzt Schule war oder doch nicht. Als dann Entwarnung kam, hatte ich nicht den Mut, der Klasse trotzdem abzusagen. Dafür haben wir an jenem Morgen dieses Ereignis intensiv besprochen und die Gefahren und Kehrseiten von Agrochemie und Fortschritt kritisch angeschaut. Der Schrecken und die Wut über befängene Behörden und arrogante Sandoz haben mich im folgenden Jahr bewogen, am 1. Jahrestag in der vollen Leonhardskirche bei der neuen Bürgerinitiative Ökostadt Basel mitzumachen, die als eine von etwa vier neuen Aktionen vorgestellt wurde.

Wir waren überzeugt, dass sich etwas ändern müsse, dass sowohl Regierung als auch Volk in der Pflicht stehen, und wir als BürgerInnen mit unserer Betroffenenkompetenz mitreden sollten.

Es entstanden Zukunftswerkstätten und daraus Ökostadt-Quartiergruppen, die sich ihre eigenen Projekte erarbeiteten. We-

gen dem Brand von Agrochemie war fast überall Kompostieren ein wichtiges Thema (d.h. natürlichen Dünger schaffen und Kunstdünger ersetzen), dazu Biolandbau, Aktionen mit Biobauern, gesunde Ernährung; aber auch Abfallvermeidung, mehr Natur im Quartier und weniger Verkehr, Sonnenenergie und Treffpunkte. Da ich zuerst nur in der Quartiergruppe aktiv war, bekam ich wenig mit von den intensiven Diskussionen der Ökostadt-Koordinatoren mit Behörden und Fachleuten.

1993 wurde der neue Vorstand von Ökostadt mit dem treffenden Namen «Ökostadtrat» aus 16 QuartiervertreterInnen gebildet. Hier traf ich auch Beat von Scarpatetti, Gründungsmitglied und neu Vertreter der Ökogemeinde Binningen. Nun war es an uns, übergeordnete städtische und ökologische Themen zu besprechen.

So wie der junge Verein Ökostadt 700 Mitglieder hatte und sich das dann auf 400 und jetzt 210 einpendelte, so verjüngte sich der Ökostadtrat auf 6 Mitglieder, von denen 4 seit Anfang dabei sind, unter ihnen auch Beat!

Wie ein Sperber hielt Beat immer wieder Ausschau nach relevanten Themen. Er nahm Kontakt auf mit Isidor Wallimann, Professor für Soziologie und Ökonomie, dessen grosser Artikel in der WoZ ihn so fasziniert hatte. In der Folge organisierte der Ökostadtrat mit Isidor die gutbesuchte Tagung «Vor dem Zeitalter der Knappheiten» und trat auf dessen Wunsch auch dem anschliessend gegründeten Verein «Soziale Ökonomie» bei.

Vor einer wichtigen Abstimmung zum Flughafen liessen wir einen Offenen Brief an Regierung und Grossen Rat von vielen, auch prominenten BaslerInnen unterzeichnen und verlangten eine massvolle und nachhaltige Entwicklung des Flugverkehrs und des Euro-Airport.

Etwa zur gleichen Zeit schrieb Beat an seiner «Helvetischen Ökologischen Verfassung» als Beitrag zu 200 Jahren Helvetik und dem führenden Wirken von Peter Ochs. Der Ökostadtrat und die Mitgliederverammlung bejahten die Wichtigkeit einer ökologischen Verfassung und beteiligten sich am Druck mit einem namhaften finanziellen Beitrag.

Ich erinnere mich, dass ich als Präsidentin und Vertreterin von Ökostadt auch eine kurze Ansprache halten sollte, als das schmutzige Werk am Sylvester 1998 aus der Taufe gehoben wurde. Da wir in diesem Jahr einen grossen Recycling-Ökomarkt im Neubad organisiert hatten, trug ich meinen zitronengelben Jupe (für Sonnenenergie) und die kostbaren blauen Schuhe der damaligen Regierungsrätin Barbara Schneider, die ich am Markt als prominente Altlast versteigert hatte. Und überbrachte damit auch ideelle Grüsse der Regierung...

Da uns die vermehrten Baumfällungen der Stadtgärtnerei beschäftigten und wir mehr Transparenz forderten, brachte Beat seinen Kollegen Rolf Dürig als Baumfachmann in unsere Diskussionsrunde, denn die geplante Baumschutzkampagne und das Baummanifest waren ihm ein grosses Anliegen.

Nachdem wir zum 20-jährigen Jubiläum die Aktion «100 Apfelbäume für Basel» lanciert hatten, fand er in der UB das Original von Peter Ochs, «La Journée des Quatre Sapins», das erstaunlich frühe ökologische Gedicht des jungen Politikers, und veröffentlichte es 2010 als kleine Schrift.

Diese Beispiele zeigen, dass Beat von Scarpatetti in unsere konkret-realen Ökostadtprojekte zu Wohnumfeld und Stadtnatur, Wildpflanzenmärkten, Baumpatenschaften, Fassadenbegrünungen und die vermehrten politischen Vernetzungen und Initiativen immer auch ökologische Kulturprojekte einbrachte. Von manchen als Spinner und Phantast bezeichnet, als Schöngeist und allzusehr dem Gestrigen verhafteter Öko-Fundamentalist, ist er aber auch ein zündendes Beispiel, wie gut sich bewusst genügsam und ökologisch leben lässt. Um Elektrizität und Heizung zu sparen, sitzt er im Winter in der hellen warmen Unibibliothek. Dafür investiert er zuhause in die erste Regenwasser-Vollverwendungsanlage von Binningen...

Er ist so dezidiert autofrei und findet ein Auto total unnötig, dass ihm mein Mann im Scherz prophezeite, bei einer ernsthaften Krankheit komme dann nur ein Leiterwagen oder Veloanhänger infrage, aber sicher keine Krankenauto.... Das dürfte für den Todesfall Realität werden: wie Beat mir versichert, hat der «Club der

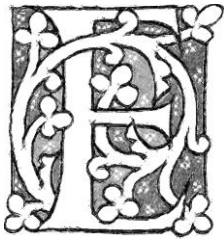
Autofreien Basel» einen Verein «Basler Totengeleit» gegründet; der dafür entworfene schöne Holzwagen, der von Menschen gezogen wird, ist derzeit im Bau.

Dass dies noch lange nicht eintreffen möge, wünsche ich Beat von Herzen und danke ihm für das langjährige grosse Engagement zu Ökologie und nachhaltiger Umweltentwicklung.

Von der Ökostadt Basel zur Ökogemeinde Binningen

Elisabeth Zuberbühler

Erste Präsidentin (1989-1994) der «Ökogemeinde Binningen»



S B E G A N N im September 1988: Ökostadt feierte ihren 2. Ökosommer seit der Gründung mit einem festlichen Markt auf dem Rümelinsplatz. An einem der Stände informierte Sabine Wolf über Geschichte, Sinn und Ziele des jungen Vereins. Ich fragte sie, ob auch eine Landschäftler Gemeinde wie Binningen in der Form einer Quartiergruppe beitreten könnte. Sie meinte spontan: «Selbstverständlich, organisiere doch du eine solche Gruppe». Auf meinen etwas ratlosen Blick fügte sie bei: «Nimm Kontakt auf mit Beat von Scarpatetti, er wohnt in Binningen und ist Gründungsmitglied von Ökostadt Basel. Er wird dir bestimmt gerne helfen».

Sabine hatte recht, und nach einem Telefonat mit Beat war der Grundstein für die Ökogemeinde Binningen gelegt. Ein Inserat im Binninger Anzeiger, persönliche Gespräche vor allem mit Personen aus Beats bisherigem Beziehungsnetz brachten eine bunte Gruppe von Interessierten zu einem ersten Treffen in meiner privaten Stube zusammen. Es galt, Ziele für unsere zukünftigen Tätigkeiten als Untergruppe des Vereins Ökostadt zu formulieren. Unter dem Motto «Gemeinsam für ein lebendiges Binningen» folgte eine Zu-

kunftswerkstatt nach dem Modell von Robert Jungk, und dann wurde es ernst. An Ideen fehlte es nicht, doch wo lag die Grenze zwischen Realisierbarem und nicht Realisierbarem? In den Diskussionsrunden stach Beat hervor als der Idealist, der seine Visionen dank seiner historischen und philologischen Ausbildung eloquent mit viel Enthusiasmus darlegte. Zu den Realisten gehörten Leute aus der Politik, der Naturwissenschaft, dem Gewerbe und auch Familienfrauen wie ich. Beat musste oft gebremst werden, aber dank seiner Hartnäckigkeit im Verhandeln gelang es ihm sogar gelegentlich, etwas zu verwirklichen, was der Normalbürger als «Spinnerei» bezeichnet hätte.

Beim Umgang mit den Binnerger Behörden musste unsere Gruppe bald erkennen, dass es sehr schwierig war, als «Quartierverein der Ökostadt Basel» einen Antrag zu stellen. Die Gründung eines eigenen Vereins war unumgänglich, und so entstand im Juni 1989 die «Ökogemeinde Binningen». Der Meinungs austausch mit der Ökostadt Basel sollte aber weiterhin gepflegt werden. Beat von Scarpatetti wurde als Kontaktperson zwischen den beiden Vereinen gewählt und ist diesem Amt bis heute treu geblieben.

Ein Hauptanliegen von Beat war das Ökohaus. Er verstand darunter einen Treffpunkt und ein Forum zur Verbreitung und Verwirklichung ökologischer Ideen. Als Historiker ging es ihm auch darum, Altes zu bewahren und für neue Zwecke wieder aufleben zu lassen, ein Ziel, das im heutigen politischen Umfeld nur schwer zu erreichen ist. So musste er denn auch seinen Traum vom alten Bauernhof Heyer als Ökohaus begraben. Es gelang ihm immerhin, im alten Badehaus der Gemeinde für einige Jahre einen Ersatz zu finden. Seine Kreativität und seinen Sinn für Ambiance hat er mit viel persönlichem Einsatz bei der Gestaltung dieses Lokals bewiesen. Wir konnten in einem idyllischen Hof unter einer Rosskastanie und einer Pergola, beide von uns anstelle von Asphalt gepflanzt, uns treffen und im Herbst sogar die Früchte der von uns gepflegten Reben geniessen.

Inzwischen waren auch einige rein praktische Projekte verwirklicht worden. Das erste war der Binnerger Wochenmarkt, ebenfalls ein Treffpunkt und Forum, wo ökologische Ideen direkt für den

Alltag angewendet werden konnten. Für den Verein galt der Markt zudem als ein kleiner Ersatz für das so schwer zu verwirklichende Ökohaus. Erfolgreich waren bis heute auch die Kompostgruppe, die Arbeitsgemeinschaft Energie Binningen (vormals Photovoltaikgruppe) und alljährliche saisonale Führungen zum Thema Natur in Binningen.

Unermüdlich wie er ist, befasst sich Beat seit einigen Jahren mit den Binniger Quellen, ein weiteres Beispiel seiner Leidenschaft, Historisches und Ökologisches miteinander zu verbinden. Als sichtbares Zeichen dieser Tätigkeit sprudelt seit 2007 ein Brunnen auf unserem Dorfplatz, den die Ökogemeinde auf Initiative von Beat der Gemeinde zum 1000-jährigen Jubiläum geschenkt hat.

In welchem Sinn hat Beat in den vergangenen 27 Jahren die Ökogemeinde Binningen geprägt? Denke ich an die unzähligen Treffen in kleinerem und grösserem Kreis zurück, hat Beat immer versucht, dem Anlass einen kulturellen, oft feierlichen Rahmen zu geben. Er hielt die Laudatio an den Ökopreisverleihungen, überreichte eine handgeschriebene Urkunde nach dem Muster seiner Waldhandschrift. An kleineren Festen scheute er sich nicht, selbst zur Geige zu greifen. Auf einem Spaziergang auf die Rotburg erkannte ich kürzlich wieder die Stelle bei den 7 Linden, wo Beat am Abend einer Zukunftswerkstatt mit uns ein Ritual abgehalten hatte.

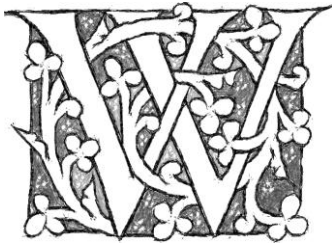
In seinem Alltag hat Beat immer versucht, ein Beispiel für ökologisches Verhalten zu geben. Im Dorf war er stets zu Fuss oder mit dem Velo unterwegs (im Sinn seines Clubs der Autofreien). Viel Mut hat er bewiesen, als er eine seiner wenigen grossen Reisen nicht per Flugzeug unternahm, sondern den Atlantik im Solarboot zusammen mit Martin Vosseler überquerte. Beat ist auch ein treuer Kunde unseres Wochenmarktes. Ganz wichtig ist für ihn jede Woche das Vollkornbrot vom Bruderholzhof. Sollte er je verhindert sein, bittet er uns, ihm eines zu reservieren – was wir natürlich gerne für ihn tun!

Ich wünsche Beat viele weitere glückliche Jahre bei guter Gesundheit, dass seine Ideen weiter sprudeln wie der Dorfbrunnen und dass er noch lange die Brötchen vom Binniger Wochenmarkt geniessen kann!

5. MUSS DAS SO SEIN? AUTO UND VERKEHR

Ein wahrer «Automobilist»

*Dieter Steiner, em. Prof. ETH für Humanökologie, 2004-2014 Vorstand
«Club der Autofreien»*



IE BITTE, Beat von Scarpatetti ein Automobilist? Er ist doch Gründer des «Clubs der Autofreien» (CAS) und setzt sich heute beim Verkehrs-Club der Schweiz (VCS) für die Aufwertung und Verbreitung autofreien Lebens ein! Doch gemacht, man beachte

einfach das Adjektiv «wahr» im Titel: Beat ist im wahrsten Sinne des Wortes autonom selbstbewegt, sowohl körperlich wie auch geistig. Die folgende Schilderung legt davon Zeugnis ab.

Wie kam ich mit Beat in Kontakt? Der Initiative ging von ihm aus. Soweit ich es rekonstruieren kann, war der Anstoss ein Brief anfangs 1994, in dem er auf einen in der Zeitschrift «Gaia» erschienenen Artikel mit dem Titel «Wie viel Erde braucht der Mensch» von mir und meinem damaligen Mitarbeiter Joachim Schütz reagierte. Darin hatten wir auf die Bedeutung der an der University of British Columbia in Vancouver entstandenen Idee des «ökologischen Fussabdrucks» aufmerksam gemacht (wie wir wissen, ist aus diesem Ansatz das heute unter der Leitung des Baslers Mathis Wackernagel global tätige Unternehmen «Global Footprint Network» entstanden) und schrieben am Schluss, echte ökologische Nachhaltigkeit liesse sich nur mit einem Gegenmodell zum globalen Markt erreichen, nämlich mit weitgehend wirtschaftlich autarken Regionen. Das stiess auf Beats Interesse, da er sich schon mit Fragen der Autarkie, sowohl im ernährungs- wie auch im energie-technischen Sinne beschäftigt hatte und bei der von Martin Vosseler gegründeten Bewegung «Sonne Schweiz» mitwirkte, die das Ziel einer energetisch unabhängigen Schweiz postulierte.

Etwas später waren wir im Austausch bezüglich einer möglichen Mitwirkung bei der zweiten Phase (1996-99) des vom Schweizerischen Nationalfonds finanzierten Schwerpunktprogrammes Umwelt. Beat schwebte ein Teilprojekt zum Thema «Autarkie und Bio-regionalismus» vor, bei dem ein konkretes Fallbeispiel, nämlich die transnationale Region Oberrhein (Basel, Mulhouse, Freiburg i.Br.) bearbeitet werden sollte. Die Vorstellung war die, dass eine ökologisch echte Nachhaltigkeit nur über eine wirtschaftliche Regionalisierung auf der Basis einer Anpassung an natürliche Gegebenheiten (deshalb «Bioregionalismus») mit einem starken Grad von Selbstversorgung und damit auch Selbstbestimmung und Selbstverantwortung zu erreichen wäre. In einem Artikel in der Zeitschrift «ch-forschung» erklärte er, dass das griechische Wort «autarkeia» Genügsamkeit, Zufriedenheit bedeute – in der Tat wäre natürlich eine Regionalisierung der genannten Art mit Lebensstilvereinfachungen verbunden. Wir auf unserer Seite, in der Gruppe Humanökologie am Geographischen Institut der ETH Z, hatten eine Untersuchung im Auge, die mit von einem quantitativen Input-Output-Modell erzeugten Szenarien zeigen sollte, wie sich reduzierte Inputs wirtschaftlich auf Arbeitsplätze, Einkommensverhältnisse und Lebensstile auswirken würden. Das Projekt trug den Titel «Nr. 44 minus» – mit 44 war meine Schuhnummer gemeint, die eben im Sinne einer Verminderung des ökologischen Fussabdruckes kleiner werden müsste. Leider fanden beide unsere Projekteingaben keine Gnade.

Eine nächste, persönlichere Begegnung ergab sich, als Beat im Juli 1998 an meiner in der Probstei Wislikofen, Aargau, durchgeführten Abschiedstagung (ich wurde im darauf folgenden Herbst emeritiert) teilnahm. Die Tagung trug den Titel «Humanökologie der Zukunft». Wir hatten uns an der ETH Gedanken zu einer disziplinenübergreifenden Ökologie gemacht, eine die in erster Linie die ja letztlich für die Umweltprobleme verantwortlichen gesellschaftlichen Verhältnisse in den Fokus nahm und damit einen sozial- bis geisteswissenschaftlichen Charakter hatte, eine wirkliche Humanökologie eben. Beat erfreute mich mit zwei Geschenken: Zum einen erhielt ich ein Exemplar seines eben erschienenen Buches «Helvetische ökologische Verfassung», zum anderen spielte er

ein wunderschönes Stück auf seiner Geige. Die eben skizzierte Denkrichtung passte bestens mit seiner eigenen Orientierung überein. Schon 1991 hatte er in der schon genannten «ch-forschung» einen Artikel publiziert, in dem er die Frage stellte: «Was haben denn die Schöngelster bei der Umwelt verloren?» In ihm beklagte er den Umstand, dass die ökologischen Fragestellungen zum größten Teil nur im materiell-biophysischen Sinne von den Naturwissenschaften bearbeitet würden, während die Geisteswissenschaften durch Abwesenheit glänzten. Diese hätten sich zu Repräsentanten einer Elitekultur entwickelt, die weit über den Niederungen der Umweltproblematik schwebte. Somit gehe es bei «Auseinandersetzungen in der breiten Öffentlichkeit ... vollends nur um Messungen, Laborwerte, Limits, reale Schaden-Verursachungsfragen, Statistiken.» Dabei bräuchte es doch eine Hinwendung zu unserer Innenwelt und damit zu unseren ursächlichen Motivationen für den Umgang mit der Aussenwelt. Es ist «klar geworden, dass das Umweltproblem ein Weltproblem ist, dass es in uns und ... in der Wissenschaft und Universität selbst wohnt», schrieb Beat.

Das nächste Treffen mit nachhaltiger Wirkung, an das ich mich erinnere, fand im Januar 2001 statt. Beat lud mich zu einem Besuch in der Stiftsbibliothek St. Gallen ein, wo ich Einblick in die 1984 bis 1987 unter seiner Regie entstandene «St. Galler Waldhandschrift» erhielt. Eindrücklich, wie dieses Werk mit Texten von vielen Autoren und Autorinnen und Miniaturen von etlichen Scriptorinnen und Scriptorinnen auf Pergament das mittelalterliche Klosterhandwerk der Erstellung von Büchern wiederbelebt! Man kann nur ahnen, wie es in der damaligen Welt aussah; ob es so zu und her ging wie im auch verfilmten Roman «Der Name der Rose» von Umberto Eco sei dahingestellt. Für Beat aber war dieses Projekt eine Antwort auf das damals drohende Waldsterben, eine Hommage an den Wald.

Bei dieser Gelegenheit redeten wir auch intensiver über die Idee, die Beat schon eine Weile mit sich herumtrug: Die Gründung einer Organisation, die das autofreie Leben propagieren und fördern und die Menschen, die dieses schon praktizierten, vertreten würde – «autofrei» verstanden als eine Lebensgestaltung, die nicht so sehr gegen das Autofahren an sich gerichtet wäre, schon aber gegen den

Besitz eines eigenen Fahrzeuges, aus der Erkenntnis, dass dessen Existenz oder Nichtexistenz das individuelle Mobilitätsverhalten radikal verändert. Es nervte Beat, dass es wiederholt Aktionen gab, die Autofahrende belohnten, wenn sie mal ihr Fahrzeug zuhause liessen, während diejenigen, die ohnehin schon ohne Auto lebten, leer ausgingen. In diesem Sinne schrieb er in einem Grundsatzpapier: «Die Umkehrung der Methode bedeutet: Förderung der Förderungswürdigen. Es gilt, ein Potenzial, das bereits vorhanden ist und das viele verborgene Möglichkeiten einschliesst, zu entdecken, zu heben und fördernd auszubauen. Der Akzent soll auf der Freiheit und auf der Entdeckung liegen. ... Das wichtigste moralische Ziel ist ..., die Autofreiheit nachahmens- und erstrebenswert zu machen, als eines der Modelle für einen Lebensstil der Zukunft.»

Für mich war das eine packende Idee. Ich hatte mir schon länger Gedanken über Sinn und Unsinn des motorisierten Strassenverkehrs gemacht und Ende 1984 mein eigenes Auto abgestossen – auch als Reaktion auf das damalige Waldsterbenszeichen an der Wand – und später bei der Verkehrshalbierungs-Initiative des Vereins «umverkehR» aktiv mitgewirkt. Nun sammelten wir auf Beats Anstoss hin in einem ersten Schritt anlässlich des Internationalen Autofreien Tages im September 2001 in Basel und Zürich Unterschriften und platzierten einen Aufruf in den Zeitschriften «Zeitpunkt» und «umverkehRen». Um die 100 Leute meldeten ihr Interesse an. Später noch im gleichen Jahr bildeten wir eine Arbeitsgruppe, der ausser Beat und mir noch der Verkehrsplaner Hannes Müller (federführend beim 1999 abgeschlossenen Projekt «Autofreie Haushalte» im Rahmen des Nationalen Forschungsprogrammes 41, «Verkehr und Umwelt») und der Kommunikationsberater Peter Wettler angehörten. Eine Zeitlang war auch der Zoologe Dieter Stumpf dabei, der damals gerade 10 Jahre Geschäftsleitung beim W W F Region Basel hinter sich hatte.

Von Anfang an war klar, dass das neue Gebilde nach dem Vorschlag Beats «Club der Autofreien (in) der Schweiz», abgekürzt C A S heissen würde. Dieser Club sollte aber keine neue separate Organisation sein, sondern in einem der schon bestehenden, dem alternativen Verkehr gewidmeten Vereinen ein Zuhause finden.

Diesbezügliche Sondierungen verliefen allerdings im Sande. Bei der IG Velo (heute Pro Velo) hiess es: «Gute Idee, meldet Euch wieder, wenn Ihr etwas vorzuweisen habt.» Lauwarm, mit wenn und aber, war der Empfang auch beim V C S . Die Idee schien ein bisschen zu radikal zu sein, und man sagte, es sollte auf alle Fälle zuerst einmal das Schicksal der Sonntags-Initiative abgewartet werden (die Sonntags-Initiative verlangte einen vierjährigen Versuch mit vier autofreien Sonntagen pro Jahr und wurde bei der Abstimmung im Mai 2003 abgelehnt). Der Verein umverkehR seinerseits hatte keine Lust, sich auf ein Abenteuer mit nicht absehbaren Konsequenzen einzulassen. Seine Priorität lag bei der Förderung nachhaltiger Mobilität im Allgemeinen. Immerhin erhielten wir dort ein positives Signal: Man wäre bereit, in ein Autofrei-Projekt etwas Geld zu stecken. So geschah es dann auch: Mit finanzieller Unterstützung von umverkehR trieben wir die Vorbereitungsarbeiten voran. Am 4. November 2004 war es so weit, der C A S wurde als eigenständiger Verein mit Beat als Präsident gegründet, und bei dieser Gelegenheit zeigte sich auch der V C S mit einem monetären Zustupf generös.

Im April 2006 hielten wir in Bern zum ersten Mal eine Medienkonferenz ab, und da gab es einen kleinen Zwischenfall. Unter der kleinen Gruppe von anwesenden Zeitungsleuten befand sich eine Journalistin, Bundeshaus-Korrespondentin des Tages-Anzeigers, deren publizierter Bericht am nächsten Tag klar machen wollte, dass wir eine Sekte von Spinnern seien. Beat erschien ihr als Prediger, der mit «gelbem Veston und Ringelsocken» bekleidet und mit «klebrigem Lächeln» auf dem Gesicht seine «Befreiungstheologie» betrieb. Sie übertitelte ihr Elaborat mit «Ohne Auto direkt ins Paradies.» Wir versuchten mit einer Gegendarstellung bzw. mit Leserbriefen zu kontern – «lieber ohne Auto als auf der Autobahn ins Paradies!» –, aber der Tagi konnte diese «leider aus Platzgründen» nicht bringen. Gleichzeitig ergab sich aber ein guter brieflicher und telefonischer Austausch mit dem damaligen Redaktor Helmut Stalder. Er habe keinen Einfluss auf die Berichterstattung der Leute in Bern und die Entscheidungen der Leserbriefredaktion, sagte er, aber er selbst nehme unser Anliegen durchaus ernst und sei offen für eine Diskussion.

Bei der C A S-Regie gab es dann einen mehrmonatigen Unterbruch, indem Beat von Dezember 2006 bis Mai 2007 als Teilnehmer beim «transatlantic21»-Projekt abwesend war. Während er von Sonnenkraft angetrieben auf der «sun21» nach Amerika «segelte», musste ich ad interim das C A S - Steuer übernehmen. Das war aber kein Problem, denn erstens hatten wir in Samuel Bernhard einen ausgezeichneten Geschäftsleiter – Hannes Müller hatte ihn damals «entdeckt» –, und zweitens war ich im mehr oder regelmässigen Email-Austausch mit Beat. Da ging es aber nicht immer nur um Geschäftliches. Als sich die «sun21» der ersten Karibik-Insel, Martinique, näherte, schrieb ich: «Bald erntet Ihr Rum!» und fügte ein Rezept für «Planter's Punch» bei: 1 cl Zitronensaft, 4 cl Orangensaft, 8 cl Ananassaft, 3 cl weisser Rum, 3 cl brauner Rum, 0,5 cl Grenadine-Sirup. Gut schütteln, in ein Glas mit Eiswürfeln geben und mit einem Stück Ananas und einer Maraschino-Kirsche garnieren. Ich fügte bei: «Das habt Ihr ja sicher alles an Bord, oder?» Was Beat darauf antwortete, kann ich mich nicht entsinnen, leider habe ich seine Emails nicht mehr.

Nach Beats Rückkehr ging es mit dem C A S langsam aber stetig aufwärts. Ich betreute die Website, auf deren Einstiegsseite das schöne Bild von Beat prangte, auf dem er mitten im dichten Gebüsch einen «Gauloise-Typ» imitiert, der mit Zigarette im Mund in einem verrotteten Chassis sitzt. Inzwischen hatte sich auch bei den Medien ein ernsthafteres Interesse für die Idee autofreien Lebens etabliert – niemand stufte uns mehr als «klebrig lächelnde» Esoteriker ein. Es gab ab und zu einen Zeitungsartikel, der über den C A S berichtete oder diesem die Gelegenheit gab, sich selbst zu präsentieren. Und Beat war gelegentlich am Radio zu hören, so z.B. in der Sendung «Persönlich» von Radio DRS, als diese – es dürfte 2010 gewesen sein – aus Basel berichtete. Auf die Frage, wie viele Mitglieder der Club denn nun habe, antwortete er: «Jetzt haben wir gegen 1300» und fügte dann bei: «Das Schlimmste ist das: Der Hauptsitz ist in Zürich.»

Beat scheute sich auch nicht, bei Gelegenheit die heutige Verkehrssituation mit drastischen Worten zu beschreiben, so z.B. bei einer Ansprache im Rahmen des autofreien Aktionstages «Clever

unterwegs» 2005 in Basel: «Wir [die Autofreien] befreien die Stadt von einem wenig nützlichen, gar nicht notwendigen, aber multipel schädlichen Rollstuhl der Immobilien, genannt Auto: 1-1,5 t Auto in die Stadt für 50-100 kg eines Menschen (ohne Einrechnung der heutigen Obesität wegen Bewegungsarmut), 80-200 Quadratmeter Autoraum für einen Quadratmeter Menschenraum auf dem knappen Stadtboden.» Die Immobilien, das waren die Autofahrenden, einerseits weil sie sich nicht selbst bewegten, andererseits weil sie im Stadtverkehr ja auch kaum vorankamen. In diesem Zusammenhang wandte sich Beat anlässlich der sun21-Tagung 2010, die dem Thema «Potentiale des Fuss- und Veloverkehrs im urbanen Raum» gewidmet war, gegen den Begriff des «Langsamverkehrs», mit dem offiziell eben dieser Fuss- und Veloverkehr bezeichnet wird. Er sagte: «Ganz besonders psychologisch ist dieser Begriff ... nervig. Er hat etwas Herablassendes, Fürsorgliches. Ach ja, die Langsamten, auch das noch, wo führen wir die jetzt nur durch. ... Und der MIV, der motorisierte Individualverkehr, genannt Auto? Ist der denn noch schnell in der Stadt? Meist nicht. Er ist sperrig und behindert vor allem sich selbst.»

Inzwischen, 2014, ist ja nun der CAS als selbständige Organisation aufgelöst, lebt aber mit seinem Anliegen und einem grossen Teil seiner Mitglieder als «Autofrei»-Schwerpunkt in den VCS integriert weiter. Die Erwartung ist, dass aus der trotz allen kleinen Erfolgen zahlenmässig beschränkten Gemeinde von Autofreien beim CAS im Schosse des VCS mit seinem Mitgliederbestand, von dem schätzungsweise 20'000 autofrei leben, eine geballte Macht werden kann. Dazu braucht es aber noch viel Arbeit und innovative Ideen, und in diesem Sinne sind nun Beat als Vorstandsmitglied und der frühere CAS-Geschäftsleiter Samuel Bernhard als Projektleiter für das Thema «autofrei leben» beim VCS tätig. Ich drücke meinen Autofrei-Daumen und bin zuversichtlich, dass das helfen wird ...

Als der CAS noch existierte, war ein Höhepunkt des Jahres jeweils das vorweihnachtliche «Geschäftessen», das bei uns zuhause, bei mir und Mariann, meiner Frau, stattfand – ein Höhepunkt, nicht weil wir supergut kochten, sondern weil der gemütli-

che Hock mit Speis und Trank vielfältige und anregende Austauschmöglichkeiten bot. Dabei mussten wir nur darauf achten, dass Peter Wettler nicht die Rolle des Alleindarstellers übernahm, denn er neigte dazu, aus den vielen abenteuerlichen Erlebnissen in seinem Leben ein abendfüllendes Programm zu gestalten. Bei diesen Gelegenheiten zeigte sich, dass Beat zum Nachtmisch gerne einen Cognac trank. Auf seinen siebzigsten Geburtstag hin entstand deshalb dieser Vers:

*Und weil Du auch nach all den Jahren
noch immer nicht willst Auto fahren,
kannst Du den Cognac sorglos kippen,
statt zögerlich an ihm zu nippen.*

Das gilt natürlich speziell auch an einem fünfundsiebzigsten Geburtstag. Prost auf ein langes Leben, lange genug, um den VCS mit Geschick und Glück aufzumischen und aufzurütteln!

Eine epochale Idee: die Autofreien fördern

Samuel Bernhard

*Verkehrsexperte, 2004-2014 Geschäftsleiter des «Clubs der Autofreien»,
2014 Projektleiter VCS-Autofrei.*



S TÖNT BANAL: Autofreie fördern und damit einen Beitrag leisten an eine nachhaltigere Mobilität. Doch ein Blick zurück in die Gründungszeiten des Clubs der Autofreien der Schweiz (CAS) zeigt: Was so nahe liegt und ganz logisch klingt, war zu Beginn dieses Jahrtausends weit weg von jeder Realität behördlicher Politik und Praxis. In Sachen Energieeffizienz war damals schon eine dynamische Entwicklung im Gang. Im Gebäudesektor muss vorwärts gemacht werden, war die Mainstream-Meinung. Der Minergie-Standard war auf dem Vor-

marsch. Die Einführung der CO₂-Abgabe – notabene seit heute nur auf Brennstoffen – stand bevor und wurde im Jahr 2005 Tatsache. Auch im Bereich Konsum / Produkte war ein Bewusstsein vorhanden, dass ständige Verbesserungen angestrebt und umgesetzt werden müssen. Es existierten bereits Programme, welche auf eine ökologische Beratung von Unternehmen ausgerichtet sind. Nicht zuletzt diese Umweltmanagementprogramme, aber auch der stete Kostendruck und die Aussichten auf einen Imagegewinn haben viele Firmen zu einer energie- und ressourcensparenderen Wirtschaftsweise geführt.

Wenn wir nun schauen, wie der Endenergieverbrauch nach Sektoren im C A S-Gründungsjahr 2004 ausgesehen hat, so ergibt sich folgendes Bild: Haushalte 30%, Industrie und Dienstleistungen 37% und Verkehr 33%. Bei letzterem ist die Tendenz steigend. Zehn Jahre später lag er schon bei 38%. Dies aus dem Grund, weil in allen anderen Bereichen Fortschritte erzielt worden sind und ständige Verbesserungen an die Hand genommen wurden, wie oben ausgeführt. Der Verkehr wurde aber lange Zeit ausgeklammert. Da fragt man sich schon – Milchkuh oder nicht? Doch viel mehr heilige Kuh? Wie ist es sonst zu erklären, dass bis zum heutigen Tag eine CO₂-Abgabe auf Treibstoffen fehlt?

In den Gründungszeiten des Clubs der Autofreien gab es eine zaghafte Hinwendung zum Thema Verkehr: ja auch hier kann etwas mehr Energieeffizienz nicht schaden. Machen wir die Motoren etwas effizienter, dann können wir wieder mit gutem Gewissen in den eigenen Wagen sitzen und losfahren. Daran ist an sich nichts auszusetzen – nur wir wissen es aus der Perspektive der Zurückblickenden: Unser grosser Wohlstand (man kann sich mehr PS leisten), Reboundeffekte (wenn die Motoren schon energieeffizienter werden, dann darf ich auch mehr fahren) bis hin zu Betrügereien der Automobilindustrie und vieles andere mehr haben dazu geführt, dass wir zwar etwas sinkende relative Belastungen haben pro Auto, doch die Gesamtbelastungen nehmen laufend zu. Umso erstaunlicher ist es, dass es die offizielle Politik verpasst hat, eben das auf der Hand liegende zu tun: nämlich die Autofreien direkt zu fördern. Das Leben ohne eigenes Auto zu propagieren und damit

Nachahmer zu motivieren. Alleine die Tatsache, dass eine Person autofrei lebt, führt dazu, dass die durch diese Person verbrauchte Primärenergie im Bereich Mobilität um den Faktor 2.5 tiefer ist als bei einer autobesitzenden Person. Faktor 2.5 – ohne teures Labor-tüfteln von Motorenoptimierern. Faktor 2.5 – zack, einfach so.

In dieser Zeit also – wir schreiben das Jahr 2002 - kam der Verkehrsplaner Hannes Müller auf mich zu und fragte mich, ob ich mithelfen wolle, den Club der Autofreien auf die Beine zu bringen. Ja, ich wollte, lag und liegt mir doch die nachhaltige Mobilität sehr am Herzen. So traf ich Beat von Scarpatetti zum ersten Mal. Wir tagten im Garten des nachmaligen Vizepräsidenten Dieter Steiner, dem emeritierten Professor für Humanökologie – zusammen mit Hannes und Peter Wettler, dem Kommunikationsberater und früheren Kassensturz-Moderator. Ein wunderschöner Sommerabend – lauschiger Platz und nette Leute. Dieter ein umsichtiger Gastgeber, der eine tolle Atmosphäre schaffen konnte wie kein anderer. Es passte – wir wurden uns schnell einig: ich sollte die operativen Geschäfte führen bis zur Vereinsgründung. Die Initiativgruppe bestehend aus den vier oben Genannten geben die strategischen Leitlinien vor.

So startete das Unternehmen Club der Autofreien der Schweiz (C A S), der dann im Dezember 2014 in Zürich von 31 Mitgliedern gegründet wurde. Bereits dieser erste Akt hatte Zeichen des Misserfolgs in sich. Beat, der Extravagante, kleidete sich für die vorgängige Medienorientierung nach altmodisch-eleganter Façon. Die Tages-Anzeiger-Redaktorin Verena Vonarburg wusste nichts besseres und geschmackloseres, als den C A S mit einer destruktiven Glosse zu begrüssen. Ich persönlich war geknickt. Wir fühlten uns als ganze Gruppe von Anfang an in der Defensive. Dabei hatten wir Mut gefasst und hatten eigentlich eine klare – wenn auch noch wenig bekannte - Botschaft zu verkünden. Nun standen wir als Sektierer-grüppchen da.

Es ist insbesondere Beat von Scarpatetti zu verdanken, dass sich dieses Grüppchen Unentwegter nicht davon abhalten liess, die einfachen Wahrheiten, wie mit dem autofreien Lebensstil Umweltschutz betrieben werden kann, in die noch nicht ganz so weite Welt

hinauszutragen. Beat war der unermüdliche Motor - oder sagen wir besser - das Energiezentrum des immer wieder Hinschauens, der gründlichen Analyse der Sprache, des Bewusstmachens von an sich einfachen Sachverhalten wie diesen: Früher gehörte die Allmende allen – nach dem zweiten Weltkrieg hat sich diese das Automobil angeeignet. Der Mensch wurde an die Ränder verdrängt. Nun müssen wir den öffentlichen Raum zurückerobern.

Und es gab Organisationen wie umverkehrR oder den VCS Verkehrs-Club der Schweiz, welche uns unterstützten. Die Mitgliederzahl stieg. Bald hatten wir die Tausendergrenze erreicht.

Und mit den Jahren schien auch unser Thema – die nachhaltige Mobilität – tatsächlich etwas vorwärts zu kommen. Wie die Flüsse aus ihren Betonkanälen befreit werden, ist der Mensch auch in den Städten daran, ein lebenswerteres Umfeld zu schaffen. Dazu gehört, dass die Ideale der autogerechten Stadt aufgeweicht werden. Allerdings muss man auch sehen, dass wir uns bauliche Massnahmen – sowohl bei den Flüssen wie auch in den Städten – schlicht leisten können. Eine grosse Tiefgarage – und schon kann man sich der schönen Illusion hingeben, dass das Verkehrsproblem fast gelöst ist. Die Autos sind weg aus dem direkten Lebensumfeld.

Schön fürs Gemüt, aber zählen tut am Schluss dann doch die CO₂-Bilanz – und dort sieht es düster aus, wohl nicht zuletzt, weil die Politik und die sie wählende Mehrheit zu bequem ist, wirklich effektive Massnahmen zu realisieren. Nie vergesse ich Beats Hohn und bittere Betroffenheit etwa über einen Wettbewerbsgewinn von energieeffizienten Pistenfahrzeugen – honoriert von einem Bundesprogramm: der CO₂-sparende RRRR Ratrack, wie Beat spöttelte. Schraubeln wir noch ein wenig weiter an den paar Promillen rum, die niemandem wehtun – nur nicht zum Grundsätzlichen kommen...

Man kann sich fragen, wieso dieser Club der Autofreien es nie weiter gebracht hat. In der Fachwelt durchaus bekannt und geschätzt, schweizweit aber nur 1'400 Mitglieder in seiner zehn jährigen Geschichte und jetzt integriert in den VCS etwas über 2'000. Wahrlich nicht viel, wenn man bedenkt, wie erdrückend klar die Argumente der Autofreien sind. Wieso ist es uns nicht gelungen,

die Massen zu überzeugen und zu mobilisieren? Hier müssen wohl die Beteiligten – inklusive der Autor dieses Artikels - selbstkritisch eingestehen, dass die Grundlagen, die Analysen zwar vorhanden und zweckdienlich waren, die Umsetzungsstrategien aber nicht funktioniert haben. In der Tendenz kam das Projekt, die Autofreien in diesem Land zu vereinen und zu organisieren, wohl etwas zu altbacken daher. Da mag eine Rolle gespielt haben, dass der Anstrich nach aussen nicht eben frisch und poppig war. Dies war auch den fehlenden Finanzen geschuldet – aber eben nicht nur. Aus meiner Sicht war der Verzicht auf ein knackiges Corporate Design ein Hauptgrund, wieso es der Club der Autofreien nicht geschafft hat, sich das ihm zustehende Gehör zu verschaffen. Von aussen hat wohl unser Auftritt wie ein heroischer – Don Quijote-ähnlicher – Kampf ausgesehen mit der Folge, dass einige Hundertschaften in diesem Land leidenschaftliche CAS-Fans wurden. Gleichzeitig haben sich aber grosse Tausendschaften gefragt, warum es denn diesen CAS brauche.

Doch wir geben den Kampf nicht verloren. Die Idee, die Autofreien zu sammeln und ihnen eine Stimme zu geben, gewinnt auch im grossen VCS langsam aber sicher mehr Anhänger. Und wenn wir sehen, wie sich aktuell die Autofrei-Facebook-Gruppe entwickelt, dann keimt Hoffnung auf, dass eben doch eine grössere Masse ansprechbar ist für unser Thema. Beat hat noch einige Pfeile im Köcher – der aussichtsreichste ist die Idee der Community Autofrei Schweiz. Diese ist als social-media-Kampagne konzipiert, kommt im Gegensatz zum Auftritt des Clubs der Autofreien ganz modern daher und wendet sich primär an die junge Generation der Internetaffinen. Ich bin überzeugt, wenn die Autofreien im VCS einen frischen-unverkrampten-originellen-peppigen-aber-nicht-blüemlihaften Auftritt hinkriegen, dann könnte es doch noch klappen.

Auch wenn der Anspruch grösser war als der Erfolg in der Realität, schaue ich mit Freude auf das Erreichte zurück. Mit Beat und mir sind zwei Naturelle aufeinandergetroffen, die viel und lange diskutiert und gestritten, aber am Ende doch immer wieder einen Schritt vorwärts gemacht haben. Auf noch ein paar schöne Schritte weiter!

Von Allmend, Autonomie und ‹Nicht-Auto›

Stephanie Fuchs

Geschäftsführerin des Verkehrsclubs (VCS) beider Basel



BEAT VON SCARPATETTI wurde 2013 in den Vorstand der VCS-Sektion beider Basel gewählt. 2014 wählten ihn die Sektions-Delegierten zudem in den Zentralvorstand des VCS Schweiz. Beat begründete seine Kandidatur mit der expliziten Absicht, die Integration seines ‹Club der Autofreien› CAS in den VCS zu begleiten und den autofreien Mitgliedern im VCS eine prominente Position zu verschaffen. Beim VCS arbeiten wir in täglicher Kleinarbeit daran, die Mobilität menschenfreundlich und klimaschonend umzubauen. Beat machte aber sofort klar: Es reicht ihm nicht, den Fussgängern, den Velofahrerinnen und den Fahrgästen im öffentlichen Verkehr den entrisse-

nen Platz zurück zu erobern oder – noch bescheidener – ihnen wenigstens ein Streifen Nutzungsrecht zu sichern. Es geht Beat grundsätzlich um eine gerechtere Raumnutzung. Dazu braucht es Bewusstseinsarbeit und zwar zuerst bei uns, die bereits umweltbewusst unterwegs sind!

Tag für Tag leisten alle Menschen ohne Auto ganz selbstverständlich einen immensen gesundheitlichen und wirtschaftlichen Nutzen an die Allgemeinheit. Sie verlangen nichts für den Platz, den sie Anderen und Anderem lassen, für all die Luft, die sie nicht verschmutzen, für alle Ohren, die sie schonen, für die Unfälle, die sie nicht verursachen, nichts für Häuserfassaden und Strassenbeläge, denen sie nicht mit Russ und schweren Reifen zusetzen. 1,4 Milliarden Franken volkswirtschaftlichen Gesundheitsnutzen pro Jahr schaffen alleine Fussgängerinnen und Velofahrer gemäss der neusten Erhebung des Bundes. Nur: Sie haben nichts davon. Im Gegenteil: Sie werden trotzdem zur Kasse gebeten. Denn auch sie

berappen die 6,5 Milliarden Franken, die der motorisierte Verkehr an externen Kosten verursacht, aber nicht selber bezahlt.

Beat aber will Ehre, wem Ehre gebührt – und den Cash dazu. Sein Ziel ist der konsequente Ökobonus für Autofreie in der Steuererklärung. Es soll sich lohnen, das eigene Mobilitätsverhalten zu überdenken. Wer zu Fuss geht, das Velo, Bahn, Tram und Bus gezielt einsetzt, um Autofahrten möglichst zu vermeiden, soll dafür belohnt werden.

In den grossen Städten besitzen rund fünfzig Prozent der Haushalte kein Auto. In Basel sind es sogar mehr als die Hälfte. Trotzdem fordern sie keine Gegenleistung für ihr Verhalten, das die öffentliche Hand so offensichtlich entlastet. Haben nach sechzig Jahren Autopolitik sogar sie verinnerlicht, dass das halbe Trottoir, die Strasse, das Quartier, die Stadt den motorisierten Vehikeln gehören? Oder fehlte ihnen nur die Organisation, ein gemeinsames Sprachrohr, ein Sprecher für ihre Sache?

Davon war Beat überzeugt. Darum gründete er 2004 den «Club der Autofreien» C A S und blieb dessen Präsident bis zur Integration des C A S in den Verkehrs-Club 2014. Doch weder damals dem C A S noch heute dem V C S ist es bisher gelungen, das immense Potenzial der längst Autofreien, der neu Autobefreiten und der zunehmenden Zahl junger Menschen, die den Führerschein gar nicht erst machen, abzuschöpfen. Sie alle sind zwar da, brauchen aber scheinbar keinen Club. Sie geben sich das Etikett «autofrei» nicht selbst. Erachten sie es nicht der Rede wert? Beat will darüber reden. Natürlich ist es schön, dass ihnen ihr Beitrag zum Umweltschutz so selbstverständlich scheint. (Verkehrs-)politisch aber ist das wenig sinnvoll. Ohne gemeinsame Stimme haben die Autofreien z. B. keinen Einfluss auf die Platzverteilung im öffentlichen Raum. Sie verzichten darauf, der Autolobby die Stirn zu bieten. So verschlingt diese weiterhin fröhlich den Löwenanteil des Strassenraums für ihre stehenden und fahrenden Vierräder, die jährlich grösser und gefrässiger werden.

Junge Leute bewegen sich weniger in Verbänden mit Statuten und Traktanden. Sie wählen die Communities, die zu ihnen passen. Sie lesen kaum den Newsletter in ihrem Email-Account, den viele

gar nicht mehr regelmässig öffnen. Sie informieren sich über ihre sozialen Netzwerke und unterstützen spontan und situativ Aktionen, die ihnen gefallen. Als ältester Zentralvorstand beim VCS Schweiz und im Vorstand der Sektion beider Basel hat Beat die Zeichen der Zeit schnell erkannt. Deshalb heisst Beats neuestes Projekt «VCS-Community-Autofrei-Schweiz». Da hinein fliesst sein Herzblut. Sein Blutdruck steigt, wenn er erst gegen die etwas zähen Strukturen des angegrauten VCS für die entsprechende Finanzierung antreten muss. Aber genau das tut er. Beat lässt keine Gelegenheit aus, seinen Vorständen die Vorzüge und die ökonomische Bedeutung von «autofrei» auszumalen. Da ist es wieder: Bewusstseinsarbeit bei den schon Umweltbewussten.

Nun würde ich nicht gerade behaupten, dass ich eine wäre, die ihren Umweltbeitrag täglich lammfromm und ohne aufmucksen abstrampelt. Ich will im Gegenzug sichere Fusswege, zügige Velorouten, allzeit Vorfahrt des öffentlichen Verkehrs für mich, meine Kinder, andere Familien, für alle ohne oder nur selten einem individuellen Motor unter dem Allerwertesten. Und dennoch ertappe ich mich hie und da beim Abwägen, ob unsere Veloforderung beim einen und die separate Busspur beim anderen Nutzungsplan nicht allenfalls zu forsch ist oder der Kampf gegen noch mehr Parkplätze zu kleinlich. Dann erinnere ich mich an drei Begriffe, die in der Verkehrsdebatte beliebig verbogen sind und Beat nicht müde wird, sie mit Präzision immer wieder gerade zu richten.

Drei Verkehrsbegriffe auf Beats Prüfstand

Das Auto. Ausgerechnet «auto-». Beat kritisiert, dass dieses Präfix im Sinne von «eigen-», «selbst-» schlichtweg zum Namen für ein Gefährt erhalten muss, das keinen Wank täte ohne den massiven Verzehr von Fremdenergie, und das FussgängerInnen und Velofahrende erst noch in deren Autonomie behindert. Im Rahmen der Mobilitätswoche Basel leitete Beat 2014 für den VCS eine Führung durch Basels Innenstadt mit dem rebellischen Titel «Ein autonomer Stadtpaziergang». Autonom ist gemäss Beat nur, wer sich mit eigener Körperkraft fortbewegt. Auf dieser Stadtwanderung wurde mir erstmals klar, wie das Au..., das Motorfahrzeug nicht nur den Stadtbetrieb dominiert, sondern auch für die grossflächige Einebnung

des früher welligen bis hügeligen Stadtbodens verantwortlich ist. Inzwischen versucht man wiederum mit künstlichen Schwellen die freie Fahrt der motorisierten Vehikel einigermaßen in Schranken zu weisen. Nur dürfen die Wellen keine wirksame Höhe haben, weil die besonders sportlichen (sic!) Mobile sonst schadenersatzpflichtig auf Grund fahren. Mit Beat wollen wir uns die Städte nicht weiter plattfahren lassen.

Langsamverkehr. Trotz grundsätzlich fröhlichem Gemüt hört da bei Beat der Spass auf. Wer Fuss- und Veloverkehr zu diesem lahmen Begriff zusammenfasst, macht schon fachlich alles falsch. FussgängerInnen und Velofahrende haben ganz unterschiedliche und zuweilen auch entgegengesetzte Bedürfnisse und Ansprüche an den Siedlungsraum und die Verkehrsinfrastruktur. Ausserdem ist das Velo im urbanen Raum oft das schnellste Fortbewegungsmittel. Beat korrigiert diesen Begriff aber aus einem noch wichtigeren dritten Grund jeweils unverzüglich, gänzlich unbesehen dessen, wen die Berichtigung zu welchem Zeitpunkt auch immer trifft. Die Bezeichnung Langsamverkehr im Gegensatz zum motorisierten Verkehr suggeriert, dass letzterer also Schnellverkehr sein und durch unsere Dörfer und Städte brausen darf. Als wäre der Schnellverkehr eine normale, zulässige Form im dicht bewohnten Raum. Stimmt, Beat, das ist er nicht.

Allmend. Die Stadt Basel bezeichnet den öffentlichen Raum konsequent mit dem Rechtsbegriff Allmend. Das betont: Dieser Raum gehört allen, alle haben das Recht, dieses gemeinschaftliche Eigentum zu nutzen. Nur ändert das nichts an der Haltung der Regierung mit ihrem Regelwerk gegenüber Allmend-Parkplätzen. Schon der Begriff trägt den Widerspruch in sich. Zehntausende Parkplätze auf Allmend entziehen den Raum ja gerade der gemeinschaftlichen öffentlichen Nutzung. Sie reduzieren ihn auf genau eine, leblose Nutzungsart: dem Parkieren von Autos. Kein Liegestuhl, kein Tisch und keine Bank, kein Ping-Pong, kein Planschbecken, ja nicht einmal Beats Velo darf auf einem Autoparkplatz stehen, denn dafür ist dieser per Verordnung nicht vorgesehen.

Wir brauchen Beat und seine scharfsinnigen Analysen, mit denen er den haltlosen Zugriff einer einzelnen Mobilitätsform auf unsere Allmend blosslegt. Das ist äusserst wertvoll für uns, damit wir nicht selber die gebetsmühlenmässig vorgebrachten Ansprüche

des Motorfahrzeugverkehrs verinnerlichen. Denn dass das dominante «Auto» uns auch noch zu solcher Auto-Suggestion treibt, wäre dann doch die Höhe. Beat verhindert das. Danke dafür!

Die Wahrheit ist paradox

Christoph Pfluger

Publizist, Gründer und Herausgeber der Zeitschrift «Zeitpunkt»



CH KANN nichts Gutes über dich schreiben», antwortete ich Beat auf seine Erinnerung an den ausstehenden Beitrag für seine Festschrift. «Das Schöne haben wir privat erlebt und gehört nicht in eine Veröffentlichung. Und da, wo ich dich als öffentliche Person gut genug kenne, um einen Text zu schreiben, bin ich nicht mit dir einverstanden.» Das mache gar nichts, meinte Beat, ich sei frei.

So nutze ich die Freiheit, die wir beide so hoch halten, um Milde walten zu lassen. Denn mit der Preisgabe der Freiheit des «Clubs der Autofreien» CAS war ich bis zur Niederschrift dieser Zeilen nie einverstanden.

Die Idee, eine Menschengruppe, die im Grunde nichts will – nämlich Freiheit –, in der Öffentlichkeit zu vertreten, ist etwas anarchistisch. Und der Ansatz, dies mit «Fröhlichkeit, Selbstbewusstsein und Liebe zu Natur und Umwelt» zu tun, wie Beat sich an einer Medienkonferenz ausdrückte, liegt erfreulich quer in der politischen Landschaft. Deshalb habe ich den CAS als Autobesitzer vom ersten Tag an nach Kräften unterstützt. Und deshalb war ich immer dagegen, ihn in einen Verband zu integrieren, der sich (oft zurecht) für mehr Regeln einsetzt und von Subventionen und kommerziellen Aktivitäten lebt. Der VCS ist einfach kein Hort der konstruktiven Anarchie, die das Leben von Beat und seines CAS prägten.

Aber seine Entscheidung ist auch vorbildlich. Wie leicht wird man doch zum Opfer des eigenen Werks! Mutig tun wir erste Schritte, und je weiter wir vorankommen, desto schwerer fällt die Einsicht, dass die Kräfte vermutlich doch nicht reichen. Wer dann verbissen weiter macht, verliert bald auch Fröhlichkeit und Selbstbewusstsein. Beat hätte ein C A S-Präsident ohne Fröhlichkeit und Selbstbewusstsein sein müssen – ein Präsident ohne Mitgliedschaft sozusagen.

Wenn ich zwischen einem traurigen und zweifelnden Beat auf der einen und der öffentlichen Anerkennung der Autofreiheit auf der anderen Seite wählen müsste, meine Wahl wäre klar. Aber das lässt sich leicht sagen, jetzt, wo Beat sie mir abgenommen hat.

Das Leben bleibt paradox: Man setzt zu einer milden Kritik an und endet mit einem kräftigen Beifall. Und Freiheit hat, wer auf sie verzichtet.

III Vom Codex zum Buch

1. DISSIDENTE PALÄOGRAPHIE, ANDERE KATALOGE?

Von Borkenkäfern und anderen Buchdruckern

Hannes Steiner

Schriftsetzer, Historiker, a. Archivar in Frauenfeld, Editor der «Casus sancti Galli»

I



IE BORKENKÄFER (*scolytinae*) haben ihren Platz als sogenannte «Destruenten» im Ökosystem Wald. Das tönt nach einer ziemlich destruktiven Rolle dieser Rüsselkäfer. Die Fachleute gehen jedoch davon aus, dass sie dem genannten Ökosystem erst dann gefährlich werden können,

wenn dieses bereits durch exogene Einflüsse nachhaltig aus dem Gleichgewicht geraten ist. Ihr Überhandnehmen unter den Rinden der Fichten wäre somit ein Symptom, aber keineswegs die Ursache für ein Leiden, dem mit Borkenkäferfallen höchstens kurzfristig beizukommen ist. Doch damit sind wir bereits mitten in der Debatte um einen Begriff, der in den frühen 1980er-Jahren die Gemüter erhitzt und die Gesellschaft gespalten hat: Das Waldsterben. Wir erinnern uns an einen inzwischen fast vergessenen CVP-Bundesrat, der die ausgelichteten Kronen der Bäume in unseren Wäldern besorgt durch seine dicken Brillengläser in den Blick nahm, Alarm schlug und Massnahmen gegen die Luftverschmutzung und den sauren Regen forderte und teilweise auch durchsetzen konnte. Der an sich grundbürgerliche Magistrat aus einer Luzerner Notabeln-

Familie provozierte Widerstand und wurde für viele zum Buhmann: Urplötzlich war klar, dass mindestens die Hälfte der Schweizer von einer ganz anderen Liebe bewegt wurden als der zum Wald: der Leidenschaft für die gute Tonne Stahl, Blech und Kunststoff, mit der sie sich jeden Morgen einkleiden, um darin ihre Welt zu erfahren. Die Autopartei wurde gegründet, gedieh prächtig und erreichte 1991 9 Sitze im Nationalrat. Autopartei: Ein weltweites Unikum und ein Symptom wie der Borkenkäfer, aber diesmal nicht für ein aus den Fugen geratenes Ökosystem, sondern für einen massiv gestörten Gemütshaushalt der Einwohner dieses Landes. Bundesrat Alphons Egli erhielt aber auch Unterstützung: 1984 demonstrierten in Bern Tausende für den Wald und Massnahmen gegen die Luftverschmutzung. Tempolimiten, Katalysatoren und eben Borkenkäferfallen kommen uns als Stichworte einer heftigen Kampagne in den Sinn. Und natürlich Beat von Scarpatettis berühmte Waldhandschrift. Doch davon später. Bleiben wir vorerst beim Borkenkäfer. Von seinen verschiedenen Untergruppen macht bei uns meist der Buchdrucker (*ips typographus*) von sich reden. Sein Reich sind die Fichtenwälder; da frisst er sich unter den Baumrinden in vielfach gewundenen Gängen durch das weiche Holz der Rinde, bis sich diese vom Stamm löst und der Baum austrocknet und abstirbt. Am Boden liegen die Borkenteile mit oft kunstvoll verschlungenen Figuren, die dem Käfer seinen Namen gaben, weil sie an Schriftbilder erinnern. «Wer das lesen könnt!» ruft Woyzeck in Büchners Drama angesichts der Figuren der Schwämme im Waldboden aus. Ja, zur Bedeutung dieser Figuren fällt sogar der Semantik nichts ein.

II

Das Vorhaben, im 20. Jahrhundert eine Pergamenthandschrift sozusagen vom Schaf auf der Weide bis zum fachgerechten Binden mit originalen Materialien herzustellen und sie mit Texten Schweizer Autoren zum Waldsterben zu beschriften, ist eine aussergewöhnliche, nicht alltägliche Art der Wortäusserung und Parteinahme in einem politischen Konflikt und steht für die Originalität eines Historikers, der bei aller Gelehrsamkeit und Fachkompetenz

nie vergisst, dass seine Lebenswelt nicht das Mittelalter ist, sondern das Hier und Jetzt. Es ist aber auch eine – gerade in der Archäologie – seit langem geübte Methode, zusätzliche Erkenntnisse aus den Sachüberresten zu gewinnen, indem man sie in ihrem ursprünglichen materiellen Kontext rekonstruiert. In Japan, wo sich ein Mittelalterinstitut (gegründet seinerzeit nach dem Vorbild der deutschen Monumenta Germaniae Historica) hauptsächlich der Edition von Schriftquellen aus dem Japanischen Mittelalter befasst, versucht eine diesem Institut angegliederte historisch-kunsthandwerkliche Abteilung nebst den Texten aus alten Shinto-Schrein-Anlagen auch die kunstvolle Technik ihrer Verschriftlichung auf lampenartigen, ballförmigen Schrifträgern zu erlernen, zu erhalten und der Zukunft weiterzugeben. Welche wissenschaftlichen Erkenntnisse einst dem *Campus Galli* im schwäbischen Messkirch erwachsen werden, wo mit Werkzeugen und Materialien des 9. Jahrhunderts die Gebäude des St. Galler Klosterplanes nach 1200 Jahren 1:1 realisiert werden sollen, wissen wir noch nicht. Vielleicht bleibt diese Jekami-Veranstaltung ein Kuriosum unserer Eventkultur oder auch das, was Beats Waldhandschrift am Allerwenigsten sein wollte: reaktionäre Mittelalter-Nostalgie. Aber selbst in diesem Falle, lohnte es sich, über die Schwierigkeiten, überlebte und längst untergegangene Techniken wieder anzuwenden, genau Protokoll zu führen, die Tücken und Fallstricke solcher Unternehmungen zu benennen deren Grenzen aufzuzeigen. Erzählt wurde mir einst die Anekdote, dass die Tinte von den (versuchsweise) originalgetreu präparierten Pergamenten der Waldhandschrift anfänglich abgestossen wurde, weil unsere gut genährten Wohlstandsschafe weit aus mehr Fett in ihren Hautpartikeln enthalten als die Tiere des von Mangel und Hunger geprägten Frühmittelalters. *Se non è vero, è ben trovato!*

III

Just in den Jahren, als sich der *ips typographus* in unsern Wäldern so kräftig vermehren konnte, verschwand in unsern Städten endgültig eine andere Gattung: der *homo typographus*. Das Verschwinden der beweglichen Letter aus unseren Druckereien mitsamt all

den verschiedenartigen Setz- und Druckmaschinen setzte schon gut ein Jahrzehnt vor dem Waldsterben ein und es war als Aussterben nachhaltiger als Letzteres. Mitte der Siebzigerjahre wanderten Linotype-Maschinen und Heidelberger-Pressen zum Alteisen, die man wenige Jahre zuvor eingekauft hatte und die eigentlich für eine Betriebsdauer von mehreren Jahrzehnten gebaut waren. Die von ihrer Ausbildung her stets in zwei Berufen tätigen Typographen verschoben sich in neue Tätigkeitsfelder: Die Schriftsetzer klebten Filmschnipsel zusammen oder sassen an unförmigen Satzcomputern, deren Produkte (sichtbar in der Buchproduktion jener Jahre) im qualitativen Vergleich mit den im alten Verfahren hergestellten Drucksachen heute nur noch schockieren. Der Abgang der Buchdrucker vollzog sich unspektakulärer. Die meisten von ihnen wechselten zum bereits kräftig florierenden Offsetdruck. Der war ohnehin einfacher zu handhaben, schneller und zunehmend auch qualitativ dem alten Verfahren ebenbürtig. Mehr Chemie, Mechanik und Elektronik – weniger Handwerk. Da und dort – in Winkelbuden – wurde weiter in Blei gesetzt und auf Tiegelpressen gedruckt. Zumal Geburts- und Hochzeitskarten mit Prägungen und anderem Schnickschnack, die durch keine Kopier- oder Offsetmaschine liefern, mussten weiter im alten Verfahren bedruckt werden. In solchen Nischen lebt bis heute ein fragmentierter Teilbereich der alten Technik weiter – ein Schatten der einstigen Vielfalt und Komplexität dieses Metiers. Schon in den späten 1980er-Jahren gab es keine Buchdruckereien mehr, die mehrfarbige Rasterbilder auf traditionellen Schnellpressen drucken konnten. Klischees für die Reproduktion von Bildern im traditionellen Hochdruck, bei dem die Druckformen in der Horizontale liegen, können heute gar nicht mehr produziert werden; die entsprechenden Berufe sind ebenso verschwunden wie die traditionellen Klischeeanstalten. Dabei war die farbgerichte Reproduktion von Gemälden im Vierfarbendruck lange Zeit das besondere Gütezeichen des Buchdrucks – in der Wiedergabequalität dem Tiefdruck und dem Offsetdruck merklich überlegen. Als Schriftsetzerlehrling erlebte ich zwischen 1965 und 1968 viermal, wie eine grossformatige Reproduktion eines wertvollen Gemäldes aus den Beständen der Winterthurer Museen oder

privater Kunstmäzene mit äusserster Sorgfalt auf einer Hochdruckmaschine gedruckt, auf einen Karton aufgezogen und mit einem Kalenderblock versehen wurde. Der im Dezember von uns Lehrlingen per Schubkarren in alle Winkel der Stadt verteilte Kalender war Kundengeschenk und gleichzeitig Markenzeichen der Druckerei Winterthur AG. Einmal liess der Besitzer sein teures Gemälde in die Druckerei chauffieren, damit der Obermaschinenmeister im ständigen Blick darauf seine vier Farben so herrichten konnte, dass leichte Abweichungen, die beim fotografischen Reproduktionsprozess entstanden waren, ausgeglichen wurden und der Druck dem Original so nahe wie möglich kam.

IV

An Versuchen, die Technik Gutenbergs für die Buchproduktion zu erhalten oder wiederzubeleben, hat es nicht gefehlt. 1985 bis 1997 wurden alle Bände der von Hans Magnus Enzensberger herausgegebenen Reihe «Die Andere Bibliothek» in Nördlingen im Buchdruck hergestellt. Das einstmals Normale war zum bibliophilen Sonderfall geworden, der einen Aufpreis rechtfertigt. Und noch die zweite Auflage von Stephan Füssels lesenswerter Studie «Gutenberg und seine Wirkung» vermeldet 2004 im Copyright-Vermerk des vom Insel Verlag herausgegebenen Buches: «Satz im Monotype-Bleisatz und Druck im Gutenbergschen Buchdruckverfahren bei der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig.» Die Druckbogen des 8-seitigen mehrfarbigen Bildteils allerdings mussten im Offsetverfahren hergestellt werden. Satz und Buchgestaltung von Füssels Gutenberg-Buch stehen auf höchstem typographischem Niveau. Fährt man mit dem Finger über die Titelseite, ist die Eigenart des Hochdrucks – eine ganz leichte Prägung bei den bedruckten Stellen – taktil zu spüren. Schaut man allerdings die Textseiten genauer an, sticht dem Fachmann ein leicht ungleichmässiger Farbauftrag ins Auge. Das Satzbild wirkt wolzig, wie wenn nicht alle Teile der bedruckten Seite gleich viel Druckfarbe erhalten hätten. Die Stellen mit bleicheren Typen verteilen sich dabei über die gesamte Satzbreite; das Phänomen kann also nicht von den Farbwalzen der Maschine herrühren. Was ist passiert? Der Drucker hat es versäumt,

eine «Zurichtung» auf dem Zylinder seiner Maschine anzubringen. Die «Zurichtung» wird auf dem Zylinder befestigt, auf dem das Papier über den flach liegenden Druckstock geführt wird. Sie sieht der Reliefkarte einer Hügellandschaft ähnlich. Mit unzähligen kleineren und grösseren und teils über einander geklebten Seidenpapier-Schnipseln werden ganz leichte Unebenheiten des Fundaments, auf dem die Druckform liegt, sowie der Buchstaben selbst so ausgeglichen, dass am Schluss überall derselbe Druck des Zylinders auf die eingefärbten Oberflächen der Buchstaben einwirkt. Zuviel Druck bedeutet eine unerwünschte rasche Abnutzung des druckenden Materials, zu wenig Druck benötigt zum Ausgleich des Mankos zu viel Farbauftrag, was dazu führt, dass die Zwischenräume der Buchstaben – die Bunzen – zuschmierern. Der Bogen einer solchen «Zurichtung» wirkt auf den Betrachter vielleicht ganz ähnlich wie die von einem Borkenkäfer bearbeitete Rinde einer Fichte: eine filigrane Ästhetik; nicht lesbar, nicht zu entschlüsseln. Die vom Leipziger Drucker 2004 vergessene «Zurichtung» gehört zu jenen Techniken der Buchdruckerkunst, die offenkundig selbst da verschwunden sind, wo weiterhin bewegliche Bleiletern gegossen und versetzt und Hochdruckpressen betriebstüchtig gehalten werden.

Ist unsere Annahme, man könne historische Produktionsweisen und Verfahren jederzeit originalgetreu rekonstruieren, voreilig? Birgt vielleicht jede Technik Geheimnisse, welche die Berufsleute ins Grab nehmen, wenn keine Lehrlinge mehr da waren, denen sie weitergegeben werden konnten?

Aktuell diskutiert man, ob das herkömmliche Buch neben dem *iBook* langfristig überleben könne. Der Codex, der sich in Spätantike und Frühmittelalter wegen seiner Vorteile gegenüber der Rolle, dem Rotulus, durchsetzen konnte, wird möglicherweise den Kampf gegen die moderne Rolle, das *Scrolling*, verlieren. Es lohnt sich aber vielleicht auch deshalb für den Erhalt des Buches und der Buchproduktion einzustehen, weil es für ein Wiederbeleben des herkömmlichen Verfahrens zu spät sein könnte, *nachdem* sich herausgestellt hat, dass die neue und die alte Technologie problemlos und zum Vorteil der Nutzer neben einander hätten betrieben werden

können. Das Automobil hat Fahrräder und Eisenbahnen nie (ganz) verdrängt. Die Schallplatte erlebt heute ein erstaunliches Comeback neben den elektronischen Musikträgern. Der Buchdrucker dagegen ist wohl endgültig ein Berufsbild der Vergangenheit. Tröstlich, dass ihm wenigstens als Borkenkäfer die Nahrung nie ausgehen wird.

B.v.S. als Handschriftenkatalogisator der Stiftsbibliothek St. Gallen

Karl Schmuki

Historiker an der Stiftsbibliothek St. Gallen



IE HAUPTTÄTIGKEIT von Beat von Scarpatetti in seiner über 30jährigen Zeit in der Stiftsbibliothek St. Gallen war jene des Handschriftenkatalogisators. Von Stiftsbibliothekar Johannes Duft wurde er zu Beginn der 1970er-Jahre mit der Neukatalogisierung jener gut 250 Manuskripte

betraut, die seit dem ersten gedruckten Katalog durch Gustav Scherrer im Jahr 1875 neu in die Bibliothek gelangt waren. Nach dem Erscheinen dieses seines ersten Katalogs im Jahr 1983 begann er unter Peter Ochsenbein mit der Neukatalogisierung des Segments der hagiographischen, historischen und geographischen Manuskripte mit den Nummern 547 bis 669, die, primär bedingt durch seine Arbeit für und um die St. Galler Waldhandschrift, etwas länger als geplant dauerte. Der Katalog erschien im Jahr 2003. Und schliesslich konnte die Stiftsbibliothek im Jahr 2008 einen dritten Band mit Handschriftenbeschreibungen von B.v.S. veröffentlichen: Es waren die Handschriften mit Signaturen 450 bis 546 mit vorwiegend liturgischem Inhalt, darunter eine Vielzahl von Gebetbüchern aus dem Spätmittelalter.

Mit diesen drei Handschriftenkatalogen wird der Name B.v.S. auch in 50 oder 100 Jahren in Verbindung gebracht werden, präsent

sein und weiterleben. In Fachkreisen sprechen wir heute noch vom «Scherrer» (dem Katalog des oben genannten Gustav Scherrer), und analog dürfte man auch im Jahre 2070 noch die Beschreibungen von Beat konsultieren und studieren und von den drei aussergewöhnlichen «Scarpattetti»-Bänden sprechen. Handschriftenkatalogisierung: eine Aufgabe für die Ewigkeit.

Die Handschriftenbeschreibungen von B.v.S. gehören zu den ausführlichsten, die in den letzten Jahrzehnten im deutschsprachigen Raum erschienen sind. Die fast überbordend dichten Informationen zur Handschrift Nr. 519, einer Sammlung von lateinischen Gebeten, Hymnen und Meditationen aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, umfassen im gedruckten Katalog nicht weniger als 22 Buchseiten; der Jubilar führt eher zu viel als zu wenig aus, und trifft sich da mit dem Schreibenden. Notwendig oder nicht: Darüber streiten sich die Fachleute. Aber der Informationsgehalt ist gross.

Beats Beschreibungen der Handschriften sind individueller als üblich, als die recht streng reglementierten und an gängige Muster angelehnten DFG-Musterbeschreibungen (DFG = Deutsche Forschungsgemeinschaft). Zu starke Einschränkungen von Freiheiten: Das mag Beat nicht. Und vor allem auch in den (auch ausserhalb von Fachkreisen mit Gewinn zu lesenden) Einleitungen zu den drei Handschriftenkatalogen ist ungemein viel von der Persönlichkeit des Jubilars eingeflossen. Mit grosser, teilweise unbändiger Sprachkraft formuliert, unterlegt mit feinem Humor und viel Esprit, sind seine Erkenntnisse aus dem Studium der schwer zugänglichen Manuskripte eine genussvolle und bisweilen süffige Lektüre, die ein breites und vielfältiges Spektrum mittelalterlicher Lebenswelt ausbreiten.

Die wenigsten Leserinnen und Leser dieser Festschrift werden Beats Kataloge kennen. Deshalb mögen hier ein paar Beispiele aus diesen Katalogen vorgestellt werden, in der Regel im originalen Wortlaut zitiert.

Ein Liebkind seiner Tätigkeit war der über 25 Kilogramm schwere, grossformatige Codex 542, ein Graduale mit vierstimmigen Gesängen aus dem Jahr 1562, das der St. Galler Abt Diethelm Blarer (1530-1564) beim italienischen Komponisten Manfred Barbarini

Lupus in Auftrag gab und vom Lindauer Buchmaler Kaspar Härtli prachtvoll illustrieren liess (auf dem Internet zu finden: <http://www.e-codices.unifr.ch/de/list/one/csg/0542>). «Wir sind in der Renaissance-Zeit», schreibt B.v.S. dazu wortgewandt und eloquent in der übersichtsartigen Einleitung, «und in der Tat atmen hier in St. Gallen für eine nur kurze Zeit die vierstimmige Musik und die Miniaturen dieses Codex einen gewissen Freiheitsgeist, der sich in den Initialen und Bordüren fröhlich in bunter Darstellung von Musikinstrumenten, Musikantengruppen, Scholaren, nackten Putti mit Flöten und Trommeln [...] auslebt. Ein späterer puritanischer Zelotismus hat leider mehrere Putti nicht unbehelligt gelassen (etwa p. 222: *Genitalpartie überstrichen*).» Der Buchschmuck dieser Handschrift ist überwältigend facettenreich und vielfältig: Zur Einordnung der dargestellten Musikinstrumente aus der Renaissance wie auch für den Wappenschmuck hatte der Jubilar Fachleute aus den Gebieten Musikwissenschaft und Heraldik heranzuziehen. Und gemeinsam mit dem St. Galler Zoologen Ueli Rechsteiner versuchte er, die in den Bordüren der Prachthandschrift dargestellte Vogelwelt, die *Ornis*, zu beschreiben, um dann zu der (für ihn als Freund der Natur wichtigen) Erkenntnis zu gelangen, dass in dieser Handschrift auch ein schwarzer Waldrapp gezeichnet ist. Dieser etwa gänsegrosse Ibis galt hierzulande bis vor kurzem als ausgestorben; die Darstellung scheint die älteste bekannte zu sein.

B.v.S. scheut sich nicht, den Mahnfinger auszustrecken, wenn er etwa einige antisemitische Zeichnungen in der Konstanzer Chronik des Gebhard Dacher aus der Zeit um 1470 zwar zuerst wissenschaftlich-sachlich zu beschreiben hat und dann aber anmerkt: «Der Band weist eine Serie kolorierter Federzeichnungen überwiegend problematischen Inhalts aus».

Der Katalogisator ergötzt an den geschichtskritischen Anmerkungen des St. Galler Reformators Joachim von Watt, genannt Vadian (1484-1551), der in den Lebensgeschichten von St. Galler Heiligen oder in den berühmten Geschichtswerken der St. Galler Mönche Ratpert oder Ekkehart eigenhändig Bemerkungen angebracht hat, die mit dem klösterlichen Geschichtsverständnis nicht in Einklang standen. *Ridicula explicatio* (lächerliche Erklärung) oder

Videtur fabulam narrare (es scheint, dass er Märchen erzählt), ergänzte Vadian am Rand die Erzählungen und Einschätzungen der frühmittelalterlichen Mönche, und da traf sich der berühmte St. Galler mit B.v.S.

Gender-gerecht und kritisch-tadelnd steht B.v.S. etwa der Sammelstätigkeit des St. Galler Klosterbibliothekars Johann Nepomuk Hauntinger in der Zeit um 1780 gegenüber und berichtet von «problematischen Zonen des Verhältnisses der Geschlechter», wenn er die Umstände des Erwerbs zahlreicher Handschriften aus Frauenklöstern des fürststädtischen Territoriums schildert. Die St. Galler Konventualen seien in den Frauenklöstern «ehrfürchtig» empfangen worden, hätten aber «reihenweise» spätmittelalterliche Handschriften mitgenommen und den Nonnen «zum Tausch gedruckte Devotionalien» übergeben. Eigentlich müssten sich die Handschriften ja noch in den Frauenklöstern befinden (wobei im Unterton von B.v.S. mehr als leise Kritik mitschwingt...). Es bleibt zur Ehrenrettung der Aktion von Bibliothekar Hauntinger hier anzumerken, dass wegen Klosteraufhebungen im 19. Jahrhundert, etwa der Benediktinerinnengemeinschaft von St. Georgen, einige Handschriften mit grösster Wahrscheinlichkeit dann doch in der Stiftsbibliothek St. Gallen gelandet wären oder – angesichts der aktuellen Nachwuchsprobleme in den Frauenklöstern – hier in der Bibliothek landen würden.

Seine Aussagen sind mitunter kühn gewagt, wenn er etwa die beiden Mitte des 16. Jahrhunderts miteinander um antike römische Inschriften rivalisierenden Gelehrten Aegidius Tschudi und Johannes Stumpf als «Antike-Süchtige» bezeichnet, die in «ihrer Rivalität zu gewagten Spielen in Sachen Authentizität und Authentizitäts-Behauptungen» verleitet worden seien.

Für einen bisher namentlich nicht identifizierten St. Galler Schreiber des 13. Jahrhunderts führt B.v.S. die Bezeichnung «kalligraphischer Kanzlist» ein, eine Charakterisierung, die sich zumindest in der überblickbar kleinen Bibliotheks- und Archivlandschaft von St. Gallen durchgesetzt hat. Es handelt sich dabei um einen «erstrangigen routinierten Scriptor» aus der «junkerlichen Zeit des Gallusklosters», der in vielen Handschriften «in exakter Gotica»

Nachträge angebracht und auch in zahlreichen Urkunden und Wirtschaftsakten des Klosters «ausnehmend schön und regelmässig» geschrieben hat.

Die wissenschaftliche Bearbeitung der zahlreichen privaten Gebetbücher war anspruchsvoll, mühsam und fordernd, aber im Endeffekt verstand es B.v.S., diesen, wie er ausführt, «Zeugnissen der Individualisierung der Religiosität auch innerhalb des zönotischen Verbands des Klosters», diesen «Phantasiegärten bildhafter Meditation» wertvolle und mitunter bizarre Informationen zu entlocken, die er mit spürbarer Freude, das Aussergewöhnliche und Absurde herausstreichend, zu Papier bringt. Als Beispiel dienen ihm (in der Handschrift 513) bei der Betrachtung der Passion Christi etwa die Schläge, Dornen, Stösse und Peinigungen, die Christus in der Passion erleiden musste, die, «numerisch aufgerechnet und in Ablassjahre kommutiert», eine Gesamtsumme von 583'987 Jahren ergeben würden. Oder wenn unter Einhaltung der Gebetsbedingungen jeder der 547'000 Blutstropfen Christi ein Jahr Ablass ergibt. Der Jubilar hat schon vorgerechnet, dass er nach dem Studium und der Durchsicht all dieser Gebetbücher eigentlich fortan gewissermassen à discretion sündigen dürfe, da er mit dieser Lektüre Ablässe für Tausende von Jahren gesammelt hätte...

Viel Menschliches filtert B.v.S. ebenfalls aus der reichen Fülle der verschiedenartigsten Gebetstexte heraus, wenn er (etwa in der Handschrift Nr. 505) vom «fröhlichen Lohnschreiber» Lenz Lougast aus St. Gallen erzählt, der um 1500 ein Gebetbuch für eine Frauengemeinschaft schrieb. «In langen Kolophonien» seiner Gebetbuchhandschrift würde Lougast plaudern, dass er eigentlich ungerne schreibe, aber dass er schliesslich auf Bitten und dank der Überzeugungskraft der Nonnen zugesagt habe, weil diese ihn so sehr darum gebeten hätten, da sie ja «so vil schwetzen konant» und er bei diesen Gesprächen auch «gnuog truncken» hätte.

Farbig, bunt, unterhaltsam, schillernd, pointiert, bisweilen auch keck und gewagt in den Aussagen, mit viel, um den Jubilar zu zitieren, «Freiheitsgeist», der ihm stets wichtig war und ist: Die Handschriftenkataloge von Beat von Scarpatetti sind in vielfacher Hinsicht veritable Fundgruben.

Der «CMD-CH» — Mittelalterliche Handschriften der Schweiz (autofrei) durchforstet

*Rudolf Gamper, Bibliothekar der Vadianischen Sammlung St. Gallen
(1995-2014)*

*Marlis Stähli, Burgerbibliothek Bern (1990-1995) und Zentralbibliothek
Zürich (1996-2012)*

Rudolf Gamper



ER EINE mittelalterliche Schrift vor sich hat und sie datieren will, wird zum CMD («Catalogue des manuscrits datés») greifen, wo er Tausende von Vergleichsschriften findet. 1953 gründeten die grossen Meister der Paläographie in Paris das CIPL («Comité international de paléographie latine») und gaben ihm als zentrale Aufgabe die Erarbeitung von Katalogen, in denen alle abendländischen Handschriften, deren Entstehungszeit und/oder Entstehungsort durch Einträge etc. belegt ist, kurz beschrieben und mit einer Abbildung der Schrift dokumentiert wären. Für die Arbeit engagierten die Meister Lehrlinge, die die nicht enden wollenden Reihen mittelalterlicher Handschriften Blatt für Blatt auf Datierungs- und Lokalisierungshinweise absuchten. War diese erste Phase, die «Triage», einmal vorüber, kam als zweite Phase die Erarbeitung der Beschreibungen, die kurz, knapp und oft summarisch ausfielen, da aus Zeitgründen keine gezielten Recherchen zugelassen waren, und die deshalb nicht immer zuverlässig sind.

Diese Schwächen ändern nichts an der Tatsache, dass der CMD ein äusserst nützliches Arbeitsinstrument ist. Wer in den letzten Jahren an einem Colloque des CIPL teilnahm, erlebte eindrück-

lich, wie häufig der CMD für die Untersuchungen beigezogen und – wie es Denis Muzerelle immer wieder demonstrierte – auf kluge Fragen auch überraschende Antworten gab.

Im Schweizer Team begannen die Lehrlinge nach vorbereitenden Recherchen im Rahmen von Lehrveranstaltungen von Albert Bruckner an der Universität Basel 1969 mit der Triage. Nachdem 1977 ein erster und 1983 ein zweiter Band gedruckt vorlag, waren die beteiligten Nachwuchswissenschaftler der Aufgabe entwachsen; der CMD hatte sich für einige als gute Nebenbeschäftigung in der erfolgreichen Karriere erwiesen. B.v.S., der langjährige Leiter, blieb, wandte sich aber neben dem CMD mit der Waldhandschrift verstärkt der praktischen Realisierung mittelalterlicher Techniken in der Buchproduktion zu und suchte neue Lehrlinge, die sich mit Enthusiasmus des dritten und letzten Bandes annehmen sollten.

Ich stieg als erster ein. Bevor die Arbeit richtig begann, wurde ich zu einer Tagung nach Neuchâtel eingeladen, in der eine erste Evaluation des CMD vorgenommen wurde, eine in geisteswissenschaftlichen Forschungsprojekten damals noch nicht allgemein verbreitete Überprüfung des eigenen Tuns. Es war eine fundierte Einführung – und ein Wechselbad. Kritisch wurde die Tauglichkeit für die Forschung, für den Unterricht und für anderen Gebrauch untersucht, mit wechselnden Ergebnissen, so etwa, dass die angepeilten Ziele (Datierung und Lokalisierung der Schriften) besonders für das Früh- und das Hochmittelalter in keiner Weise erreicht wurden, die Kataloge aber dank der relativ einheitlichen Erhebungsgrundlagen und der übersichtlichen Darstellung viele dankbare Benutzerinnen und Benutzer gefunden hatten.

Die Arbeit ging in den üblichen Schritten voran. Lange waren die Handschriften die einzigen Ansprechpartner, aber sie erwiesen sich als abwechslungsreiches und anregendes Gegenüber. Als das Projekt fortschritt, unterbrachen Besprechungen der Beschreibungen den Alltag in lockerer Folge und in heiterer Umgebung. Neben den grossen Bibliotheken waren auch kleine, oft entlegene, zu bearbeiten; diese erfasste das ganze, inzwischen durch Marlis Stähli ergänzte Team in mehrtätiger, konzentrierter Arbeit gemeinsam. In den öffentlichen Bibliotheken war das problemlos, denn sie waren

für Benutzer eingerichtet. Weniger vorbereitet auf einen derartigen Ansturm vom Wissensdurst waren einzelne kirchliche Institutionen. So wies uns der gütige Bibliothekar der Valsainte, obwohl Kartäuser ein leutseliger Mann, das Besuchszimmer am Eingang zu und begleitete unsere Arbeit mit andauerndem Interesse, nur als die Essenszeit kam, verabschiedete er sich, um wie gewohnt in seiner Zelle allein zu speisen. Im Kollegium Sarnen konnten wir uns im Gästetrakt bequem in einem Zimmer einrichten, wo uns ein ausgestopfter Tigerkopf mit einem prachtvollen Fell ständig auf die Finger schaute. Und bei den Dominikanerinnen in Wil, die uns mit wunderbarem Gebäck verwöhnten, wurden wir flugs zu Bibliothekshandwerkern, denn Handwerker dürfen sich bei Bedarf in der Klausur dorthin begeben, wo sie eine Reparatur oder eine Installation vornehmen müssen, was uns als Wissenschaftlern nicht erlaubt gewesen wäre. Die unliebsame Überraschung am Ende war, dass die für das Projekt gesprochenen Gelder beim Abschluss der Beschreibungen aufgebraucht waren; für die Drucklegung und all die unentbehrlichen Register – die Arbeit eines ganzen Jahres – gab es nur noch phasenweise Entlohnung.

25 Jahre nach dem Erscheinen des dritten und letzten Bandes des CMD kann man sagen, dass die drei Schweizer Bände die Handschriftenerschliessung stark gefördert haben. Trotz der schmalen Inhaltsangaben gaben sie, auch wenn nur etwa ein Drittel des Gesamtbestandes dokumentiert wurde, erstmals einen Überblick über die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Handschriften bis 1550 in der Schweiz und bildeten damit das Fundament für die seither stark intensivierte Handschriftenerschliessung. Selbst dort, wo noch keine neueren Kataloge vorliegen, bieten die kodikologischen Daten wichtige Zusatzinformationen zu den an den meisten Orten vorhandenen, gelegentlich rudimentären Kurzverzeichnissen. Viele Kurzkatalogisate des CMD sind durch über ein Dutzend seither erschienene Handschriftenkataloge mit neuen, detaillierten Beschreibungen ersetzt. Ausserdem haben die Digitalisierung der Handschriften in e-codices und e-manuscripta den Zugang zu den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Schriften so erleichtert, dass man nicht mehr so häufig zum CMD greift. Wer aber eine Schrift

zuverlässig datieren oder einen Schreiber identifizieren will, wird es sich nach wie vor kaum leisten können, auf die Benutzung des CMD zu verzichten.

Marlis Stähli



AS HANDWERK der Handschriftenbearbeitung lernte ich an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, wo ich in der sogenannten Vollkatalogisierung im Auftrag der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) tätig war. 1981 erschien mein Katalog der mittelalterlichen Handschriften der Ratsbücherei Lüneburg, der Katalog der Handschriften im Domschatz in Hildesheim 1984. In der Zwischenzeit war unser Sohn Philipp geboren, und ich hielt Ausschau nach Möglichkeiten, beruflich in der Schweiz Fuss zu fassen, möglichst auf meinem Fachgebiet. Ich nahm Kontakt auf mit der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel, wo man aber keine Verwendung für mich hatte. Immerhin kam es zu einem Treffen mit Beat von Scarpatetti, der mir sein Nationalfondsprojekt der Katalogisierung der datierten Handschriften in der Schweiz vorstellte. Die bereits erschienenen Kataloge kannte ich, sie waren in der Handschriftenabteilung der Herzog August Bibliothek vorhanden. Ich benutzte sie mit Gewinn, sobald es um den Vergleich zur Datierung einer der zahlreichen Handschriften ging, die keinerlei Titelblatt, Datum oder Schreibereintrag aufweisen, wie im Mittelalter häufig. Ich erinnere mich noch sehr gut an diese erste Begegnung mit Beat, seine aufgeschlossene, herzliche Art, sein Interesse an meiner Arbeit und die Perspektiven, die er mir eröffnete.

Was mich zunächst eher abschreckte, war die für das Projekt des CMD notwendige Beschränkung auf die datierten Teile einer Handschrift und die damit verbundene Kurzkatalogisierung. Während bei der vollständigen Beschreibung einer mittelalterlichen Handschrift nach den strengen Richtlinien der DFG bzw. interna-

tionalen Vorgaben pro Jahr nur rund 25-30 Codices katalogisiert werden können, lag der Durchschnitt bei den datierten Handschriften bei über 150. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie das zu bewerkstelligen sein sollte. Wie ich später feststellte, ging es doch, weil bei der Katalogisierung der Fokus auf einem Teilaspekt lag und vieles aus bereits vorhandenen Vorarbeiten und aus der Literatur übernommen werden konnte.

Zurück in Wolfenbüttel widmete ich mich unserem kleinen Sohn und hielt mich auf dem Laufenden, was die Handschriftenforschung betraf. An sich früher als uns lieb war, kam eines Tages ein Anruf von Beat, der mitteilte, dass aufgrund von Umstrukturierungen im Projekt Kapazitäten frei würden, unter anderem wollte er selbst aus mir noch unersichtlichen Gründen seinen Anteil reduzieren. Er bot mir an, am dritten und letzten Band des CMD mitzuarbeiten. Ein grösseres Pensum sei allerdings inzwischen belegt durch Rudolf Gamper, der vor allem für die Bearbeitung des Zürcher Handschriftenbestandes vorgesehen war. Mir war eine halbe Stelle sehr recht, weil es mir ermöglichte, die berufliche Arbeit ideal mit der Familie zu verbinden.

Beats Projekt war auf drei Jahre befristet, aber es bot einen guten Einstieg und die Aussicht, anschliessend weiter in meinem Berufsfeld in der Schweiz tätig zu bleiben. Da der CMD alphabetisch nach Aufbewahrungsorten aufgebaut ist, dient er gleichzeitig als «Adressbuch» zu den Schweizer Beständen. Der erste Band umfasst die Handschriftenfonds von Aarau bis Basel, der zweite Band diejenigen von Bern bis Porrentruy, der dritte sollte von St. Gallen bis Zürich führen. Die Aussicht war vielversprechend, bot sich mir doch die Möglichkeit, in kurzer Zeit einige kleine, mittlere und grössere Handschriftenbestände in der Schweiz kennenzulernen und in verschiedenen Bibliotheken und Instituten im Bereich von S-Z zu arbeiten. Wir beschlossen also, unsere Zelte in Wolfenbüttel abzubauen und in die Schweiz zurückzukehren.

Als erstes teilte mir Beat mit, er habe von Anfang an alles so organisiert, dass die Forschungsreisen ausschliesslich mit öffentlichen Verkehrsmitteln durchgeführt werden konnten. Er machte zur Bedingung, dass dies auch weiterhin so bleibe, damit nach Abschluss

feststehe, dass das gesamte Projekt ohne Auto bewältigt wurde. Ich war einigermaßen verblüfft, obwohl wir relativ «grün» ausgerichtet waren. Die Schwierigkeiten, Beruf und Familie unter einen Hut zu bringen, schienen gross genug. Nach unserer Rückkehr nach Bern und dem Einstieg in das Projekt stellte sich dann aber rasch heraus, dass alle Orte in der Schweiz mit der Bahn bequem erreichbar und beim Umsteigen Anschlusszüge oder Busse problemlos zur Verfügung standen.

Ich begann mit Sarnen, Schaffhausen und Solothurn. Bestände, die nur einzelne Handschriften besaßen, wie die Abtei St. Maurice, das Pfarrarchiv Val d'Illicz oder das Musée du Vieux-Vevey besuchten wir en famille während Ferienaufenthalten. In Sion musste ich mit Schrecken feststellen, dass den nur selten erhaltenen «Codices catenati», die in der mittelalterlichen Bibliothek des Domkapitels angeketet waren, der einfacheren Aufbewahrung halber alle Ketten abgesägt worden waren. In Sarnen befand sich die Bibliothek des Benediktinerkollegiums in der Klausur, und ich hatte als Frau keinen Zutritt. Beat sprach den Klosterbibliothekar darauf an, ob eine Ausnahmegenehmigung durch den Abt denkbar sei. Er bekam zur Antwort, dies sei grundsätzlich möglich, aber – «das macht mer eifach nöd». So teilten wir uns auf, Beat und Ruedi ordneten die Bibliothek in der Klausur und brachten mir die datierten Handschriften zur Bearbeitung ins Gästezimmer des Abts von Muri-Griess, wo ich mich an einem grossen runden Tisch neben dem ominösen Tigerfell eingerichtet hatte. Zwischendurch wurden wir im Refektorium, das wie das Abtszimmer ausserhalb der Klausur lag, alle zusammen vorzüglich bewirtet.

So hielt das Unternehmen ganz abgesehen von der grossen Zahl wertvoller Handschriften, wie sie einem nur selten durch die Hand gehen, immer wieder Überraschungen bereit, und es sind viele schöne Erinnerungen damit verbunden. Beat übte den Spagat zwischen Ökologie und Handschriftenforschung, es lag ihm sehr daran, die beiden Gebiete miteinander zu verbinden, wobei nicht von der Hand zu weisen war, dass sein Engagement inzwischen stärker bei der Ökologie lag als bei der Schlussphase unseres Projekts. Der Vorteil bestand darin, dass Ruedi und ich dadurch viel Freiraum

hatten. Beats Bedingung konnte schliesslich erfüllt und alle Forschungsreisen mit den öffentlichen Verkehrsmitteln – autolos – durchgeführt werden.

Die Bibliothek in La Valsainte bot dann allerdings doch noch ungeahnte Schwierigkeiten, aber auch die wohl amüsanteste Geschichte des ganzen Unternehmens. Da die Karthäuserbibliothek sehr abgelegen liegt, waren die Arbeiten an den vier Handschriften und die Reise hin und zurück an einem Tag mit Bahn und Bus nicht zu bewerkstelligen. Wir beschlossen, dass Ruedi mit dem Zug von Winterthur nach Bern fahren sollte, von wo aus wir dann das Auto nehmen wollten – nur dies eine Mal wegen der schlechten Verbindungen und unserer Familien. Dies kam für Beat aber nicht infrage, und er schlug vor, dass wir uns schon am Vorabend in La Valsainte treffen, dort essen und übernachten sollten, Zimmer wollte er reservieren. Ruedi und ich stimmten zu – wer aber nicht mit dem Bus zum vereinbarten Abendessen im Gasthof erschien, war Beat. Wir warteten, warteten – es gab ja noch keine Handys – bestellten endlich hungrig unser Essen und fragten, wo wir übernachten könnten. Zimmer gab es nicht, aber einen geräumigen Verschlager auf dem Estrich. Ziemlich übernächtigt machten wir uns am nächsten Tag auf ins Kloster, wo man zuerst erstaunt nach Beat fragte, der die Anmeldung übernommen hatte und der Gewährsmann war. Man liess uns dann aber doch eintreten, und wir konnten mit der Arbeit beginnen. Gegen Mittag erschien Beat schliesslich doch noch. Er hatte vorgehabt, in Ermangelung eines Busses von Bulle aus mit dem Velo nach La Valsainte zu fahren, hatte eine Panne und musste sich schliesslich ins Kloster chauffieren lassen.

So viel zum Thema Handwerker/Nachwuchswissenschaftler(innen) und Projektleiter bzw. deren Ambitionen. Auf jeden Fall hatten wir einen idealen Einstieg in die Welt der Handschriften, haben viel gearbeitet, viel gelernt, viel erlebt und viel Spass gehabt. Die Zeit mit Beat war ungeheuer anregend, und wir konnten unsere beruflichen Karrieren darauf aufbauen.

Histoire, Écologie et le Rhin supérieur

Odile Kammerer, Mulhouse, professeuse d'Histoire à l'Université de Haute-Alsace



'É T A I T en septembre 1982. L'excellent et prophétique professeur Raymond Oberlé, fondateur de la Faculté des Lettres de Mulhouse, avait pris contact avec Beat von Scarpatetti pour nouer plus serrés les liens historiques et intellectuels entre Mulhouse et Bâle et un beau projet se dessinait, confirmé par le directeur de la faculté et le secrétaire général de l'Université, d'un cours dans le cadre du département d'histoire de ladite faculté. La presse du 7 décembre d'annoncer: «L'évènement est d'importance: pour la première fois dans l'histoire de la jeune Université de Haute Alsace, ... le docteur Beat von Scarpatetti, maître-assistant auprès du Fonds national suisse, donnera à partir de janvier de l'année prochaine des cours publics de civilisation ... un nouveau pas en avant pour les échanges inter-frontières» (L'Alsace, 7 décembre 1982). Ayant participé au choix de la thématique de ce cours avec Raymond Oberlé et Beat, j'ai fait la connaissance de notre futur intervenant et notre amitié s'est construite moins sur le mode académique qu'humain au sens le plus large. Le thème de ce cours public était pointu: «Mysticisme - superstition - révolte» et pourtant il rencontra un franc succès. À l'issue de la première intervention, dans une salle comble mais en très mauvais état, dans l'ancien petit lycée, j'ai demandé à Beat si les conditions matérielles ne l'avaient pas gêné: «oh non, c'est vieillot et nonchalant, et c'est pour cela que j'aime la France». L'Université de Bâle joua le jeu et le projet d'intégration de ces cours dans le futur MGU (Mensch - Gesellschaft - Umwelt) fut acté. Pour la réciprocité, je fus invitée au séminaire des médiévistes suisses cette année-là à Zurich. Mais la malice des hommes (ô contemptus mundi !) fit échouer la poursuite du cours sous couvert de restrictions budgétaires (déjà !). L'analyse

de Beat dans un courrier de 1984 fut sans appel: [on assiste à] «un profond déclin du monde académique détaché de plus en plus de ses obligations envers la société». Mais l'amitié était nouée (courrier en 1985 «on se fera une belle journée») et le désir d'aller plus loin. «Tempi passati ... L'amour de la nature, l'écologie, la paix? Entièrement d'accord à l'approfondir mais cette orientation ne préoccupe que des groupuscules jusqu'ici».

Sortir des «groupuscules» écologiques, faire bouger les lignes et travailler à faire avancer l'humanisme haut rhéna: telles furent les motivations de rencontres régulières dès 1989 de quelques collègues et amis: Rudi Michna et Uwe Fichtner géographes à l'université de Freiburg, Jacques Hering, responsable Regio de la Chambre de commerce et d'industrie de Mulhouse, Beat de l'université de Bâle, M G U, et Odile «notre fondatrice et patronne», médiéviste à l'université de Mulhouse. C'est d'abord l'espace qui concrétisa notre utopie: l'Oberrhein sans frontières ! Les rencontres avec café/thé ou déjeuner se déroulaient alternativement chez les uns ou les autres. «J'ai le plaisir de vous annoncer que ce sera le tour de «Bâle» c'est-à-dire des forêts de Sylvania à Binningen pour vous inviter» (courrier de Beat du 8 mai 1990). Plusieurs thématiques nourrissaient les échanges informels et amicaux des compères de ce Projet Oberrhein 90: la Regio dans son contexte historique (recréer la communauté de vie du Rhin supérieur) et les universités du Rhin supérieur (à Bâle: contemptus mundi 1987-1991, à Mulhouse création du diplôme des Études helvétiques 1989, à Freiburg création du «Frankreichszentrum» 1989). Mais nous voulions passer concrètement à l'action.

Deux opportunités furent saisies: le forum Culture du Rhin supérieur à Colmar les 16-17 novembre 1989 et les Journées d'octobre à Mulhouse les 29-30 septembre 1990. Beat souhaitait plaider une cause qui lui était chère, celle de l'écologie et donc l'écologie dans l'Oberrhein. À l'automne 1990, le Projet Oberrhein 90 devint Studia tripartita avec les mêmes coéquipiers. C'est au nom de ce «cercle de rencontres et d'études Studia tripartita» que furent lancées les invitations à la conférence de Beat sur «L'écologie tripartite. Mise en oeuvre dans la vie quotidienne. Ökologie im Dreieckland. Verwirk-

lichung im gelebten Alltag» (29 septembre 1990). L'Institut für Kulturgeographie de Freiburg, où travaillaient Rudi et Uwe, réalisèrent des cartes. À l'université de Haute Alsace, un groupe de recherche Urban Oberrhein entra dans la problématique avec un colloque sur «l'eau et la ville» réalisé en 1994. Les discussions et projets allaient bon train: pourquoi pas un colloque sur l'histoire de l'environnement? etc. Forts de la liberté institutionnelle de chacun et du caractère informel de nos rencontres, nous pouvions féconder nos diversités.

Et chacun de creuser son sillon. Le 25 octobre 1995 Beat m'écrivit: «Je passerai cet hiver 1995/1996 la dernière zone des aiguillages professionnels/scientifiques/écologiques. Des décisions d'une certaine envergure tomberont au plus tard mars/juin 1996. L'engagement est beau mais très très dur aussi... je prie toi et les amis des Studia de bien vouloir me concéder un congé sabbatique». Accordé!

L'enseignement de Beat à la Faculté des Lettres de Mulhouse avait repris (1992-1993), intégré dans le département d'histoire. Les étudiants se sont beaucoup réjouis de ses cours de paléographie, concrets et efficaces. Jusqu'en 1998, nous espérions mettre en place des enseignements de part et d'autre du Rhin en harmonie avec les besoins des étudiants et les orientations scientifiques de nos universités: «une coopération équilibrée» (courrier du 17 mai 1998).

Si les projets académiques ont pris d'autres voies, les souvenirs d'amitié partagée restent bien enracinés dans le terreau des échanges transfrontaliers ! Les carottes arrachées et cuites au bois à Campviel (Issirac en Ardèche) ou sur le balcon de la maison de Binningen, les voyages avec les étudiants à Saint-Gall ou à la bibliothèque de Bâle, les ouvrages échangés, discutés ou offerts: autant d'arbres solides et vivants dans la forêt des souvenirs ...

Transcriptor optimus fürs Basler Münster

Dorothea Schwinn Schürmann

Kunsthistorikerin/Historikerin, Autorin von Band X der Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt: Das Basler Münster (2019)



AS BASLER MÜNSTER, die spätromanisch-gotische Bischofskirche des mittelalterlichen Bistums Basel, hält noch heute viele alte Inschriften bereit, vor allem auf Grabmälern von Bischöfen und Domherren, aber auch an Langhauspfeilern, der spätromanischen Baumeistertafel, der Apostel- und Vincentiustafel, der Kanzel von 1486 usf. Sind auch die meisten Inschriften in der Forschungsliteratur wiedergegeben, so stellen sich doch manchmal dazu Fragen, die den Beizug eines Spezialisten/einer Spezialistin nötig machen. So geschehen 2009, als die Schreibende eine kunsthistorische Untersuchung über die Wand- und Deckenmalereien der Krypta des Basler Münsters verfasst hatte und diese noch mit einem Detailspekt vervollständigen wollte, für die sie einen Paläographen benötigte: Bei den schönen, ins Ende des 14. Jahrhunderts datierten Malereizyklen zu den Viten der Hll. Margaretha, Martin, Maria, Christus und Anna in den drei Umgangsgewölben der Krypta wurden 1878 die Schriften auf den Spruchbändern unterschiedlich datiert und damit eine zeitliche Abfolge der Deckenmalereien postuliert. Diese These war zu überprüfen, auch wenn die Annahme der gestaffelten Bemalung der drei Joche aufgrund stilistischer und historischer Anhaltspunkte bestätigt werden konnte. Mir stellte sich also die Frage, wer beizuziehen sei. Die Antwort lag auf der Hand, waren mir doch Beat von Scarpatettis Dissertation «Die Kirche und das Augustiner-Chorherrenstift St. Leonhard in Basel (11./12.Jh.–1525), ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Basel und der späten Devotio Moderna, Basel 1974» und sein «Katalog der datierten Handschriften in der

Schweiz» von 1977-1991 bekannt. Doch kennen tat ich ihn noch nicht. Meine Anfrage mündete in eine umgehende Zusage und gemeinsame Besichtigung des Corpus delicti, zusammen mit Andreas Hindemann, der gerade sein neues Amt als Münsterbaumeister angetreten hatte. In Kürze, am 18. August 2009, lag Beats Fazit vor und bestätigte meine Vermutung einer paläographischen Varietas: «Sowohl bei der Unziale, die schriftgeschichtlich die ältere wäre, und die für das Anna-Schriftband gewählt worden ist, wie auch bei der Gotica für die Namens-Legenden zu den hll. Martin und Margareta, handelt es sich durchaus um sehr geläufige spätmittelalterliche Anwendungen, sodass aus der Wahl der Schriften durch den/die Maler, wie oben festgehalten, nicht geschlossen werden kann, die Herstellung der Bilder mit Gotica sei jünger als derjenigen mit Unziale, mindestens vom alleinigen Kriterium der Schriften her. Diese sind allenfalls typologisch verwendet worden; die Wirkung einer gewissen Feierlichkeit bei der ikonographisch nicht so häufigen Prophezeiung für St. Anna, ist mit der Unzialen wohl gewollt und auch erzielt worden.»

Als 2010 klar wurde, dass man die lang vermisste Monographie «Das Basler Münster» für die Reihe «Die Kunstdenkmäler der Schweiz» auf das 1000-Jahr-Jubiläum des ottonisch/frühromanischen Münsters 2019 in Angriff nehmen wollte, wurde mir bewusst, dass eine wichtige Quelle zum Münster, die Rechnungsbüchlein der spätmittelalterlichen Münsterfabrik 1399-1487, von uns Autoren noch zu wenig nutzbar waren. Die 46 Hefte, aufbewahrt im Staatsarchiv Basel-Stadt, enthalten Einnahmen und Ausgaben der mittelalterlichen Bauhütte, notiert von einem *magister fabricae* (Fabrikmeister), und erlauben Rückschlüsse zur Bau- und Ausstattungsgeschichte des Basler Münsters: zu den Türmen, Dächern, Ziegeln, Kreuzgängen, Steingruben, Steinmetzen und Baumeistern, den Organisten und Glöcknern, dem Sakramentshaus und der Kanzel usf. Bis dato waren die Büchlein nur in Einzelzeilen transkribiert und publiziert worden, obwohl sie über die Baugeschichte hinaus eine bedeutende Quelle zur Basler Stadt-, Wirtschafts-, Sozial- und Religionsgeschichte darstellen. Ich brachte deshalb meine Idee einer Transkription dem Münsterbaumeister

vor, der mein Anliegen sofort unterstützte und dies bis heute tut. Als Transkriptor wünschten wir uns Beat, da es für diesen Zweck in der Region Basel keine weiteren Wissenschaftler mit derart spezifischen Kenntnissen, etwa auch zu den mittelalterlichen Währungen und ihrem Wert, gibt. Beat sagte zu diesem grossen Projekt, das noch zu finanzieren war, gerne zu. Und dies angesichts von 2771 Seiten, die es zu sichten und zu übertragen galt. Ich denke, es war der ganze Mikrokosmos des mittelalterlichen Basler Münsters, der ihn reizte, die Aufgabe anzunehmen. Nach einer Probetranskription 2011 und dem Fundraising bei Basler Institutionen und Stiftungen begann Beat 2012 mit seiner Arbeit und transkribierte, wo er konnte: daheim, im Zug, auf Gomera, in Südfrankreich, einfach überall, wo er war. Die Überfülle an Wiederholungen in den Büchlein (x-fach Ausgaben «pro piscibus», «pro carnibus») führte bald zum einzig vernünftigen Entschluss, eine Teiltranskription zu machen, und so gelang es Beat – in einem dreijährigen Marathon in unüberbietbarem Tempo – die 46 Hefte zu übertragen. Vor Weihnachten 2015 war es vollbracht. Und in Beat hatte sich ein ihn faszinierendes, komplexes Bild des Basler Domstifts und dessen wirtschaftlicher Potenz, der Münsterfabrik mit ihren Bauleistungen, der unglaublich «populären» Münsterpatronin Maria und ihrer Verehrungsformen gebildet – als Ernte seines akribischen und trotzdem blitzschnellen, da routinierten Schaffens. Immer wieder trafen wir uns in der Unibibliothek, um Dateien zu sichern, Exzerpte zu diskutieren, es war ein lebhafter Austausch mit gegenseitigem motivierendem Effekt, gewürzt mit seinem Humor, der besonders auch in unseren zahlreichen Mails zum Ausdruck kam. Inzwischen unternahm Beat einen wertvollen Kontrolldurchgang durch alle Transkriptionsdateien und derzeit nimmt er die Datumsumrechnung der Sonn- und Festtage vor: zwei weitere Etappen auf dem Weg zu einer breiten wissenschaftlichen Nutzung und zur Online-Publikation auf der Homepage des Staatsarchivs Basel-Stadt. Überregional gesehen, trug Beat dazu bei, die derzeit auch in Süddeutschland laufenden Transkriptionen der Ulmer, Freiburger, Strassburger und Wiener Rechnungsbüchlein zu ergänzen und damit der vergleichenden Forschung zu erschliessen. Und die Au-

torinnen und Autoren des Kunstdenkmäler-Bandes Basler Münster konnten die Transkriptionsdateien bereits vielfach konsultieren und damit Präzisierungen von Thesen vornehmen. Besonders dankbar ist die Schreibende, dass Beat seine Arbeit im Jahresbericht der Freunde der Basler Münsterbauhütte 2015 der Öffentlichkeit vorstellen kann: in Form des Aufsatzes «Die Rechnungsbüchlein der Basler Münsterfabrik im Spätmittelalter», der im Frühling dieses Jahres erscheinen wird. Darin wird unter anderem erkennbar, dass Beat auch ein ganz eigener, eigenwilliger Schreibstil auszeichnet, sich über manche Schreibvorschrift hinwegsetzend, unabhängig, unkonventionell, wie Beat eben ist. Der Transcriptor optimus hat mit seiner Arbeit erkennbar gemacht, welch «stattlich herrlich werckh» das Basler Münster ist: so sahen es schon die Münsterpfleger des 16. Jahrhunderts, in deren Tradition wir stehen.

2. UND WAS MIT HEYNLIN UND DER WELT- VERACHTUNG?

Zu Beat von Scarpatettis *Heynlin von Stein-Studien*

Manfred Welti

*Schüler und Biograph von Werner Kaegi, Historiker der italienischen
Heterodoxie (16. Jh.)*



LIEBER BEAT, wir gehören trotz einzelner Verschiedenheiten zusammen. Wir beide feiern einen runden Geburtstag in diesem Jahr: Du den 75., ich den 80. Du bist oberer Herkunft, ich mittlerer, aber ich habe mich hinaufgeturnt. Zusammengebracht hat uns das Studium bei demselben Lehrer, Werner Kaegi (1901-1979), dem Biographen von Jacob Burckhardt. Du wie ich haben über ihn geschrieben: Du sofort nach seinem Tod, in einem Nachruf, ich etwas später. Zusammengebracht hat uns auch ein soziales Schicksal: Wir fanden nie eine bürgerliche Stellung im Leben. So blieben wir Aussenseiter, Du der trotz allem vielfach eingebettete, ich der Steppenwolf, Du der wendige, ich der brütende.

Du bist mit Deinem sympathischen Assistenten Martin Carl am Ausarbeiten einer grösseren Arbeit zu Heynlin von Stein (um 1430-1496), eines Spätscholastikers und Frühhumanisten, dessen Besitz und Werke in der Universitätsbibliothek Basel gelandet sind und über den mehr als ein Gelehrter schon geschrieben hat. Der letzte Deiner Vorgänger war Martin Steinmann, dessen Stärke die Vertrautheit mit den materiellen Gegebenheiten der Herstellung von Büchern und Manuskripten ist. Weniger einverstanden bin ich mit seiner Hintansetzung von Soziologie und Psychologie, einer Tendenz, der sogar Du, Beat, auch ein bisschen erliegt. Seitdem uns

Historiker die Schule des Annales die Bedeutung der beiden Disziplinen aufgezeigt hat, sind sie aus unserer Werkstatt nicht mehr wegzudenken.

Wenn Heynlin schon in jungen Jahren, d.h. kurz nach der Erfindung des Buchdrucks, Inkunabeln und Handschriften ankaufen konnte, und wenn er zugleich eine universitäre Karriere zu lancieren verstand, heisst das, dass er von Haus aus wohlhabend bis reich war. Seine Eltern müssen zu den Oberen, wahrscheinlich von Stein (bei Pforzheim), gehört haben. Das muss festgehalten werden. An den Universitäten entrichtete er stets die vollen Gebühren. Die Zugehörigkeit zur Oberschicht hielt sein Leben lang an, denn der Ankauf der Hunderte von Frühdrucken kostete ein Vermögen und wäre einem Durchschnittsbürger nicht möglich gewesen. Beim Durcharbeiten seiner Bände muss er *amanuenses* zur Seite gehabt haben. Auch die Wahl des Klosters der Kartäuser zum Lebensabschluss steht unter diesem sozialen Stern. Die Kartäuser von Basel waren bei der Elite der Bürgerschaft die privilegiertesten unter den Regularklerikern; sie waren die reich Bedachten.

Bei der Psychologie gestaltet sich mein Einwand viel umständlicher, und ich muss ausgreifen. Heynlin ging nicht aufs Sammeln von wertvollen Büchern aus, sondern auf die Erarbeitung und Diskussion von deren Inhalt. Du schätzeest, dass er in seine Bände beim Durcharbeiten über 10'000 Glossen hineingesetzt hat. Sein grosses Thema war der *contemptus mundi*, die Hintanstellung des Irdischen. Er erscheint in seinen Randbemerkungen als ein üblicher Frauenverächter, verurteilt das Tanzen und ist ein «Immakulatist», ein Verteidiger der unbefleckten Empfängnis Mariae.

Bleiben wir gerade noch beim Thema der Frau. Du schreibst, Heynlin sei von «innerer Unrast» gequält worden, von «persönlich durchdrungener Leidenschaftlichkeit», und diese habe im Kloster noch fortbestanden. Steinmann meint, Heynlin sei im Alter deshalb ins Kloster eingetreten, «um endlich zur Ruhe zu kommen». Dein Artikel in *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon* schliesst mit einem Zitat aus Heynlins Predigten, das mich aufhorchen liess, das Du aber nicht kommentierst. Da liest man: «Ich gieng zû der kilchen umb bettens willen nit, ich sücht myn lieb, ich

fand sin leyder nit». Auch wenn hier Anklänge an ein Volkslied vorliegen, die Wendungen also topisch zu verstehen sind, müssen wir uns fragen, ob diese Worte nicht das Eingeständnis eines vollständigen Scheiterns des Lebens beinhalten. Ist das, was «myn lieb» abstrakt ausdrückt, eine Vorwegnahme des Beatle-Songs «All you need is love» aus den 1960er Jahren? Oder darf man konkret annehmen, der Junggeselle habe bei «myn lieb» an eine Frau gedacht? War der Kirchgang ein Weg zum Treffen mit dem anderen Geschlecht? Ich meine ja zum letzteren und stelle die Formulierung unmittelbar neben jene eines anderen angeblichen Hagestolzes, eines anderen reichen Büchernarren, der hundert Jahre nach Heynlin lebte, nämlich Giovanni Bernardino Bonifacio. Bonifacio (1517-1597) war mit Basel so sehr verbunden, dass er Bonifatius Amerbach in neapolitanischem Überschwang seinen «pater» nannte und dessen Sohn Basilius seinen «frater». Nachdem ich 50 Jahren lang die ewigen Reisen von Bonifacio als rein psycho-pathologisch bedingt betrachtete, traf ich nun in einem seiner Gedichte auf eine Stelle, welche einen Teil seiner «peregrinationes» anders aussehen lässt. Die Stelle lautet: «Namque oblita tui [sc. seines Hündchens Viola] simulque amorum / tuorum omnium, et omnium deorum / gaudet perfida cum novo marito, / cum quo perfida semper et triumphat.» Oder zu deutsch: «Denn sie [die Dienerin Julia] vergisst das Hündchen wie auch die Liebe zu den Ihren und zu allen Göttern und freut sich, die Treulose, mit ihrem neuen Gatten, mit dem sie treulos immer herumschwelgt».

Im Unterschied zu Heynlin war Bonifacio kein Kleriker und hatte offensichtlich mit seiner Julia erotische Beziehungen, wie eben der «maritus» mit seiner Frau. Auf seine Art liebte er sie, was er bezeugt, nur muss sie seiner ständigen Reiserei, die sie mitmachen musste, wenig Reiz abgewonnen haben. Nachdem sie ihn verlassen hatte, setzte er alle Hebel in Bewegung, um sie in ihrer doppelten Funktion als Dienerin und als Liebespartnerin zu ersetzen. Er schrieb Briefe mit seinem Anliegen bis nach Ungarn und nach Neapel; zweimal brach er zu einer Reise nach Konstantinopel auf. Er wollte dort eine oder zwei versklavte Christinnen freikaufen. Es war dies eine gute Tat, durch die er bei seinem Gott auf Anerken-

nung hoffen durfte. Die Angelegenheit beschäftigte ihn jahrelang. Er war damals in den 50er Jahren seines Lebens und konnte nicht verstehen, dass auch ein früherer Markgraf, wenn er seinen Besitz verloren hatte, eventuell ohne Eros auskommen musste. Heiraten wollte er nie.

So viel lässt sich aus dem einfachen Wort «maritus» von Bonifacio herauslesen! Es steht nirgends geschrieben, dass das «ich sücht myn lieb, ich fand sin leyder nit» von Heynlin nicht analog bedeutungsschwanger ist. Auch er konnte vielleicht nicht begreifen, dass er als früherer Rektor der Universität Paris ohne Geliebte durchs Leben gehen sollte. Wir verbergen das Wesentliche in unseren Erwartungen, da wir uns sonst verwundbar machen. Wir tippen die Tabuthemen unserer Existenz nur gerade an und führen sie nirgends aus. «Toujours y penser, jamais en parler» sagte schon Léon Gambetta, und ein anderer französischer Nationalist, André Malraux, meinte: «La vérité d'un homme c'est d'abord ce qu'il cache.» Das führt uns zur relativ neuen Disziplin der Psychohistorie.

Die Psychohistorie hat den Nachteil, dass sie mit äusserst wenigen Belegen auskommen muss. Die Beweise für ihre Aussagen stecken – wenn überhaupt – in den privaten Papieren. Sie darf nie in die *Biographie romancée* abgleiten, sonst verrät sie ihre geschichtlichen Wurzeln. Auf einzelnen, manchmal sogar einer einzigen von den Quellenaussagen errichtet die Disziplin eine Welt, ein Universum der Gefühle, der Begehren und Ängste, das Realität werden kann, aber nicht muss. Der Terminus «myn lieb» bei Heynlin öffnet die Türe auf ein Sehnen nach einer Welt des Glücks und der Befriedigung, und dies beim grössten Verächter der irdischen Dinge und selbst dann, wenn es im Volkslied zuvor schon enthalten war. Ich sehe im obigen Satz eine der wenigen Informationen über Heynlin's Seelen- und Geschlechtsleben, während sonst biographische Selbstzeugnisse wie Briefe fehlen.

Ich vertrete diese Argumentation vor Dir, lieber Beat, weil ich mich erinnere, dass Du in einem analog gelagerten Fall mir schon einmal gefolgt bist, sogar mit Vehemenz. Ich denke an mein erstes Kaegi-Büchlein von 1993, in dem ich unseren verehrten Lehrer umkreise und als *primus inter pares* in die akademische *familia* einbette.

Ich vermeide dabei schwammige Begriffe und spiele die Vertrautheit mit ihm klar aus, u.a. mit der Interpretation eines Jugendgedichtes, das seine erotische Präferenz widerspiegelt. Vieles von dem, was ich in der Folge von ihm sagte, hängt an diesem Punkt. Das ist ein Stück Psychohistorie, deren Aussagekraft erst dann gefestigt ist, wenn die anderen Umstände fugenlos dazu passen. Es ist auch ein Stück biographischer Geschichtsschreibung, das ebenso viele Anleihen bei den von Frauen verfassten Werken macht wie bei jenen der Männer. Die Sicht der Frau ist, auf das einzelne Individuum bezogen, totaler, umfassender. Um es in unserer Drittsprache zu sagen, dem Italienischen: Die Frau ergänzt das alte, traditionelle Schema «Vita e pensiero» zu «Vita, pensiero e sentimenti».

Du hast mit Deinem weiten Freundeskreis bereits über ein halbes Dutzend meines damaligen Privatdrucks, eben des *Kaegi I*, unter geneigte Leser gebracht und damit mir einen Dienst erwiesen, den ich Dir nie vergessen werde. Das Büchlein wurde fast vollständig aufgrund von privaten Papieren erarbeitet. Überhaupt lässt sich sagen, dass die Beweise für die Richtigkeit von psychohistorischen Thesen im persönlichen Umgang der Objektpersonen zu suchen sind. Öffentliche Akten sind da wenig aussagekräftig, ausser solchen von Ärzten und Spitalern. Nun hat Heynlin viel Eigenes hinterlassen, von der durch Dich vollständig inventarisierten Bibliothek mit ihren zahlreichen Randnoten bis zu den Predigtbänden. Nur Briefe fehlen, wenn ich ihn mit Giovanni Bernardino Bonifacio, dem anderen Weltabgewandten, vergleichen darf. Was, wenn in den Predigtbänden, auf der hintersten der Tausenden von Seiten, die Lösung für das ominöse, aus dem Volksliederschatz stammende «ich sücht myn lieb, ich fand sin leyder nit» zu finden wäre? Beim «maritus» von Bonifacio brauchte ich 50 Jahre, bis ich zu seiner – hoffentlich richtigen – Klärung kam. Wenn es nach dem Willen des Direktors der ETH-Bibliothek ginge, gäbe es bei Dir bis zu einem solchen Zeitpunkt, wo Klärung vorläge, keine öffentlichen Bibliotheken mehr (deren Aufgabe würde das Internet übernehmen) und die Fächer der Geschichte und der Psychologie befänden sich wegen unzureichender Berufsaussichten noch mehr im Kriechgang als heute. Auch wenn das Hirngespinnste eines Mannes

sind, der sich im falschen Beruf befindet, so sehen die Aussichten für eine wohlwollende Behandlung der Psychohistorie durch unsere wissenschaftlichen Bibliothekare nicht rosig aus. Sie stehen in keinem Verhältnis zu den Schwierigkeiten und der Dauer der Forschungsarbeit.

Weltverachtung – Weltzuwendung

Kurt Meyer



AS WORTSPIEL vom *mundus immundus* (*le monde est immonde*, die Welt ist unrein) zieht sich als christlicher Slogan durch die Schriften der Wüstenprediger und Kirchenväter, durch die mittelalterliche asketische Literatur bis hin zu den französischen Jansenisten, und es taucht, in Varianten, dominant, auch in den Schriften und Glossen Heynlines von Stein auf: die Welt ist fundamental unrein. Die primordiale Unreinheit der Welt und der Menschen gründet im sündenbeladenen Akt der menschlichen Zeugung; einzig Maria ist, dank der unbefleckten Empfängnis, nicht von Unreinheit betroffen, item ihre Jungfräulichkeit. Die Welt ist unrein, durch die Ursünde verdorben. Der Schlechtigkeit der Welt entspricht das Bild des Menschen, der Begierde, unendliche Begierde, jedoch gebrochene Begierde ist. Beispielsweise im ersten Johannesbrief: *Liebet nicht die Welt, noch was sich in der Welt befindet. Denn alles, was in der Welt ist: des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Leben, kommt nicht vom Vater her, sondern von der Welt* (1. Joh. 2,15). Der Mensch ist krank, die Welt korrumpiert. Beinahe unabsehbar ist der Diskurs, von Augustinus bis an die Schwelle der Aufklärung, über die Welt, die Schlechtigkeit der Welt, deshalb die Aufforderung zur Abkehr von der Welt, die Weltflucht, kurz: der *Contemptus mundi*, die Weltverachtung.

Über die Figur des Scholastikers, Humanisten, Busspredigers und Kartäusermönchs Johannes de Lapide haben sich schon Generationen von Geschichtsforschern gebeugt. Beat von Scarpatetti hat sich nochmals Heynlin's Privatbibliothek vorgenommen; die Bibliothek, deren 283 Bände der Handschriften-Konservator Max Burckhardt einzeln identifiziert und in einem ersten Verzeichnis erfasst hat, zu der Martin Steinmann wertvolle Neufunde beige-steuert und einen ausführlichen Katalog erstellt hat. Heynlin's Privatbibliothek, heute in der Universitätsbibliothek Basel – bestehend aus zum Teil märchenhaft schönen Handschriften, Inkunabeln und Drucken, wundervoll illuminiert, graphisch kostbar ausgestattet – zeugt, aufgrund der handschriftlichen Marginalien, von einem intensiven Studium der Theologie, Homiletik, Spiritualität, Ascese und Rhetorik und bildet ein einmaliges Zeugnis enormer Belesenheit. Scarpatetti's gründliche neue Erschliessung der Bibliothek besteht vorerst darin, den realen Inhalt der mehr als 300 Werke zu vermitteln. Jeder Band wird einzeln nicht nur katalogisiert, er wird auch einzeln beschrieben, der Autor, vor allem wenn es sich um einen weniger bekannten handelt, wird knapp charakterisiert. Mit der Erstellung des kommentierten sog. «Catalogue raisonné» wird das ideen- und mentalitätshistorische Geflecht von Heynlin's Interessen freigelegt, kann gezeigt werden, wie zielgerichtet der Prediger seine Handschriften- und Büchersammlung aufgebaut hat. Auf einer weiteren Ebene werden Heynlin's handschriftliche Glossen – es sollen rund 10'000 sein – nicht nur repertoriert, sondern auch, wo besonders aussagekräftig, transkribiert. Scarpatetti behandelt das Glossen-Corpus als genuine Quelle; er kann zeigen, dass der Grossteil der Randnotizen der Abkehr von der Welt gilt: dem Verweis auf das Endzeitliche und das Jenseits, dem Jüngsten Gericht, den Fragen der Moral, der Sünde und der Erlösung; der weitaus grösste Teil der Marginalien ist geprägt vom Geist des *Contemptus mundi*. So lesen wir etwa: *Tempus vite huius: non aliud est quam cursus ad mortem*. Nachdem Zeugungsakt und Empfängnis Sünde sind, ist folgerichtig das so entstandene Leben bloss ein Todeslauf. Wenn schon der Mensch unrein empfangen ist, dann gilt die Frau als besonders unrein, etwa: *Mulier carnem, vir rationem significat* – die Frau also ist

fleischlich, dem Mann kommt Verstand zu. Die Ablehnung der Welt konzentriert sich in Heynlins Glossen auf den Bereich des Eros, der Sexualität; auf die Ablehnung des Tanzes oder des Theaters als Orte der Sinne und der Leidenschaften etc. *Die Breite, Tiefe und Intensität des christlichen Contemptus mundi*, so Beat von Scarpatetti Resümee, ist so überwältigend, dass er jeden Versuch einer Gesamtdarstellung sprengen muss. – Heynlin war, bevor er sich in die Kartause zurückzog, u.a. in Basel als Bussprediger an St. Leonhard, später am Münster tätig. Mit seiner Bibliothek, dem Corpus der Marginalien, besass er ein gleichsam unerschöpfliches Reservoir, aus dem er für seine strengen Predigten stets von neuem schöpfen konnte.

Beat von Scarpatetti ist vom *Contemptus mundi*, der für ihn die genuine Substanz christlicher Lehre und Praxis ausmacht, so überwältigt, dass er sich nicht mit einer Bestandesaufnahme der Heynlin'schen Bibliothek begnügt (was allein schon ein Riesenprojekt ist), er legt auch die Ursprünge der düsteren Weltsicht offen und spürt dem offensichtlichen und untergründigen Fortwirken der Weltabkehr nach, und er sieht sie überall am Werk. Die Güte des Franziskus, die freundliche, poetische und ergreifende Seite des mittelalterlichen Christentums, wird ziemlich ausgeblendet, dafür wird die dunkle Seite christlicher Praxis ausgeleuchtet, etwa das Wirken der Jansenisten im Frankreich des 17. Jahrhunderts. Jansenius behauptete (in seinem *Augustinus*), auf das Fundament der christlichen Weltanschauung zurückzugehen, und er ging wirklich dorthin zurück: Ablehnung dieser Welt, Verneinung des Lebens, Hass und Ressentiment gegen die physische Realität (Heinrich Heine fand die «lebensverpestenden Miasmen von Port-Royal» unerträglich). Pascal brachte den freudlosen Geist des Jansenismus in poetische Form. In seinen *Pensées* gibt es die berühmten Seiten über den *divertissement*. Divertissement? Das ist all das, was den Menschen ablenkt, von sich selbst, von der Selbsterkenntnis, vom zentralen Problem des Todes, von der einzigen Notwendigkeit: Jesus. Die Fragmente über den *divertissement* gipfeln in schockierenden Sätzen wie *Que le coeur de l'homme est creux et plein d'ordures* oder *Le Moi est haïssable*. Sagen wir es ganz anders, positiv: Divertissement, das ist

das ganze menschliche Leben, die Schönheit, das Vergnügen, alle Freuden; das ist das Denken, das ist das Handeln, das ist die Liebe, die Freundschaft, die Arbeit, der Beruf.

Wenn Beat von Scarpatetti auf das Fortwirken des *contemptus* eingeht (ich begnüge mich hier mit ganz wenigen Bemerkungen), referiert er über die verschiedenen Epochen seit dem Mittelalter. Er fragt, wann und wo die Weltverachtung allmählich überwunden wird. Erwähnen wir zuerst ein Gegenmodell zum *Contemptus mundi*, repräsentiert durch die Geisteswelt des Thomas von Aquin. Beim Aquinaten treten Gott und Welt nicht in Konkurrenz zueinander. Die Liebe zu Gott fordert nicht die Verachtung der Welt, sondern ihre Anerkenntnis als Schöpfung. Dann hebt Scarpatetti die Verdienste eines Erasmus hervor, der das Menschliche im Christentum neu gewichtet; oder diejenigen des solitären Laurentius Valla mit seinem überraschend affirmativen Werklein *De voluptate sive de vero bono* (Von der Lust oder vom wahren Guten) – allein, diese Erneuerer vermochten das Steuer nicht wirklich herumzuwerfen. Nietzsche hat die christliche Menschen- und Weltverachtung, die christliche Lebensfeindlichkeit und Lebensunfähigkeit, unbarmherzig seziert. Sein Zarathustra ruft: *Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu und glaubt denen nicht, die euch von den überirdischen Hoffnungen reden.* Folglich Nietzsches Zuwendung zum Dionysischen, zu Feuer, Leidenschaft, Gewalt und Begierde; der dionysische Zustand ist das Ja-sagen zum Leben, die Aufhebung der Trennung von Vernunft, Sinnlichkeit, Gefühl, Wille.

Zu Scarpatettis Konklusion gehört die Frage nach «unserem» Weltverhältnis: Was ist im 17. bis 21. Jahrhundert aus dem *contemptus mundi* geworden, hat er sich in sein Gegenteil gewandelt, in einen *Affectus* oder *Amor mundi*, in Weltzuwendung? Hat die Moderne durch die «Säkularisierung» die Erblast des *Contemptus mundi* abgelegt? Scarpatetti kann nicht mit Ja antworten, er bleibt skeptisch. Ist es so, dass wir moderne Menschen die Welt, das Kreatürliche, die Tiere, die Wälder, die weiten Meere, all das was wir als Schöpfung bezeichnen, wirklich lieben? Die Antwort heisst: Nein. Die rational-aufgeklärte, von der Technik beherrschte Gesellschaft zeichnet sich durch Gleichgültigkeit, Rücksichtslosigkeit aus, durch

die Unerbittlichkeit der Titanen: die moderne Weltverachtung. Auf der Suche nach einem affirmativen Verhältnis zur Welt stösst Beat von Scarpatetti auf durchaus wertvolle christliche moralische Erzungenschaften wie Nächsten- und Feindesliebe und die Werte der Bergpredigt. Er sieht aber auch, dass die Substanz der christlichen spirituellen Tradition, der *contemptus mundi*, nicht kompatibel ist mit einer die «Welt», den Kosmos der Natur, Körper und Eros bejahenden Moderne.

Bastarde als Büchersammler

Simona Slanicka

Historikerin, Mediävistin in Basel,

Assistenzprofessorin an der Universität Bern



ASTARDE gehören, zumindest vor der grossen gesellschaftlichen Legalisierung des Konkubinats von 1968, zu den spannendsten Figuren der Geschichte. Eigentlich dürfte es sie gemäss dem kirchlichen Gebot der Monogamie nicht geben, aber es gibt sie eben doch. Sie sind sichtbare Unsichtbare oder eben unsichtbare Sichtbare der Historie. Gerade ihnen sollte es verwehrt sein, Geschichte zu machen, weil sie «niemandes Kind» seien, ohne Familiennamen, ohne Erbteil, ohne Wappen oder eben nur mit gebrochenem Wappen. Selbst schuldlos, verweisen sie auf eine Schuld ihrer Erzeuger, ja, sie sind gewissermassen die Frucht einer doppelten Erbsünde.

Verblüffenderweise, andererseits aber auch sehr naheliegend, wimmelt es hingegen von ihnen in der Literatur. Das fängt schon mit den Märchen an, in denen ein Grossteil des kindlichen Personals glaubt, bei falschen Eltern aufgewachsen zu sein und die richtigen Erzeuger erst nach langwierigen Prüfungen finden zu können. Geradezu Legion ist das illegitime Personal in der Antike:

Ödipus ist zumindest ein Findelkind, Herkules hingegen – ganz perfide – ein waschechter Götterbastard, in einer 36-Stunden-Nacht gezeugt, mit legitim geborenem, älteren Zwillingbruder; und seine aus der Erzeugung herrührenden, überschüssigen und nicht gesellschaftskonformen Körperkräfte muss er mühsam mit zwölf Arbeiten domestizieren. Auch Romulus und Remus sind nicht nur Bastarde – noch dazu von einer alleinerziehenden Vestalin, pardon Wölfin, sondern auch noch brudermordende Zwillinge und Städtegründer, passend für die römische *origo gentium*. Vom Alten Testament ganz zu schweigen – es gibt inzwischen philosophische Studien zu Jesus als Bastard, dessen überaltert dargestellter Vater Josef garantiert nicht der Erzeuger sein kann. Das moderne Märchen, der Hollywoodfilm, kann keinesfalls ohne Bastarde auskommen, sei es, dass im dritten Teil des «Paten» nur der Bastard die Tradition der Mafiamilie angemessen weiterführen kann, bis hin zum Aussenseiter Lawrence of Arabia, der vor der Verachtung der englischen Mittelklasse und seines Lordvaters, der ihn verleugnet, in die leeren Wüsten Arabiens flüchtet und diese dann sehr britisch von hinten gegen das Osmanische Reich aufrollt. Wie seltsam: schon die mittelalterliche Epik kannte zahlreiche Bastarde, die erst im Orient als Kreuzritter ihr Glück fanden.

Und damit haben Beat und ich uns auch die letzten Jahre in unseren Gesprächen und Arbeiten beschäftigt. Mit Bastarden im Mittelalter, und ihrer Sucht nach einem eigenen Reich, eigener Legitimation, einem eigenen Status. Heynlin im einen Fall, der sich eine der reichsten Büchersammlungen der Basler Universitätsbibliothek zulegte, die er prächtig illuminierte, und dann etwa der Grosse Bastard Anton von Burgund (1421-1501), ebenfalls ein grosser Bibliophiler vor dem Herrn, mit prächtigen burgundisch ausgemalten Folianten, die er mit seinem Monogramm kennzeichnete: ABB, Antoine Bâtard de Bourgogne. Beide Bastarde, fast gleich alt, beide aus dem Hochadel, sammeln Bücher und Bilder; der eine bleibt aber zeitlebens ein frommer Kleriker, ist also ein braver Bastard, der wie gewünscht im Schoss der Kirche bleibt und damit seine Erbsünde aufhebt und sie auch nicht an Nachkommen weitergibt, der andere hingegen genießt alle Freuden des höfischen Lebens,

nimmt am Fasanenfest teil, zieht für den Herzog in den Kreuzzug, wird Hausmeister Karls des Kühnen und führt nach dessen Tod die Tradition des burgundischen Hofzeremoniells weiter. Während Heynlin sich in Werke des *contemptus mundi* vertieft, liebt es Anton, Geschichten von antiken Helden und Bastarden zu sammeln, die mit entsprechenden Miniaturen versehen werden.

Den Titel «Bastard des Hauses Burgund» trug Anton stolz; als «Grand Bâtard» wird er bezeichnet, weil er der Älteste der vermutlich 26 Illegitimen war, die sein Vater Herzog Philipp der Gute von Burgund, mit verschiedenen Frauen zeugte. Seinen jüngsten Bastard wird der Herzog ein Jahr vor seinem Tod, 1466, in hohem Alter zeugen. Der böhmische Reisende Leo von Rozmital staunt, dass die jüngsten Bastardkinder bei seinem Besuch ebenso wie die legitimen Familienmitglieder an der Tafel des Herzogs sitzen und ebenso ehrenhaft bedient werden. Nach dem Tod von zwei legitim geborenen, männlichen Kleinkindern geboren, die beide den Namen von Philipps Paten und Onkel Antoine trugen, wird nun halt der illegitim geborene Sohn Antoine getauft, mit einem Stammnamen des Hauses. Zwölf Jahre älter als Karl der Kühne, wird er dessen Freund und Mentor und hält seinem Halbbruder zeitlebens die Stange. Bei der Hochzeit in Brügge 1468 ist es Antoine, der das grosse Turnier des goldenen Baumes in Stellvertretung des Herzogs durchführt, und als das Haus mit dem Tod Karls des Kühnen in Nancy 1477 untergeht, ist der Bastard Antoine die höchstgehandelte Geisel der Schlacht, denn er ist nunmehr ein potenzieller Erbe des Herzogtums. Ludwig XI. wird ihn mit teurem Geld freikaufen und in Paris in den goldenen Käfig setzen, von dem aus Antoine die Verhandlungen mit dem burgundischen Adel führen muss, allen voran mit seinem Sohn, Philipp von Beveren, der nicht so einfach in die Übernahme der burgundischen Besitztümer durch die Habsburger einwilligen will.

Anton hat nicht nur zeitlebens Bücher gesammelt, sondern er selber wurde zur Legendenfigur am burgundischen Hof. Er soll sein Leben leben wie einen Mythos bzw. wie eine Symbolfigur der burgundischen Idee: die Chronisten Chastellain und dann vor allem La Marche besingen ihn als idealen Ritter, gewissermassen als

chevalereskes Leitmotiv ihrer Erzählungen. So ist er es, der zusammen mit seinem jüngeren Bruder, dem Bastard Baudouin de Bourgogne, den im Fasanenfest gelobten Kreuzzug zur Rückeroberung Konstantinopels durchführen wird – allerdings gelingt ihnen in der Wartezeit nur die Einnahme des marokkanischen Ceuta, nachdem Papst Pius II. die Kreuzritterschaft des Abendlandes nicht wirklich hat versammeln können. Als Turnieritter 1468 symbolisiert der Grosse Bastard den goldenen Baum des Hauses Burgund, nimmt also die Ordensidee auf, die der Stammvater Philipp der Kühne zu Beginn des kometenhaften Aufstiegs initiiert hatte – der Bastard verkörpert die Genealogie und die Kontinuität der Stammlinie und trägt deshalb im Turnier nacheinander sämtliche Devisen, Insignien und Wappen, die das Haus in seiner Geschichte versammelt hat. Antoine ist sozusagen das sichtbare Mannequin für den unsichtbaren Herzog, der erst im letzten Kampf an die Stelle des Bastarden tritt und sich seinerseits sehen lässt. Zwar nicht Zwillinge, so agieren die Halbbrüder hier doch in einem abwechselnden, rivalisierenden Reigen, in dem die Illegitimität die Legitimität kontrastiert, verstärkt und schliesslich in ihr aufgehoben wird.

Als lebende Legende ist der Grosse Bastard auch oft gemalt worden, unter anderem von Rogier van der Weyden, als Ordensritter des Goldenen Vliesses. Ernst und schön blickt er uns entgegen – die Chronisten betonen immer wieder seine Schönheit und seine hohe Gestalt, die noch manch anderem Bastard attestiert werden, etwa dem «schönen Dunois», dem Orléansbastard, der Johanna von Orléans begleitet, sicher kein Kostverächter, sondern ein Geniesser des Lebens, so wie auch unser Jubilar! Bon vent et bonne mer, Beat!

Ein längerer Ausflug eines Germanisten mit einem Historiker

Martin Carl

Wissenschaftlicher Assistent



VOR RUND FÜNF JAHREN hatte Beat sein Manuskript des Kataloges der Bibliothek von Johannes Heynlin von Stein wieder aus der Schublade geholt, um es doch endlich für seine Publikation aufzuarbeiten. Er benötigte Hilfe, beorderte einen Assistenten, und der war ich. Ich wurde vermittelt, bekam die Sache erklärt und, weil ich als in Bezug auf Geschichte Schulgeschädigter immer einen Bogen um das Fach gemacht hatte, nun aber doch das Bedürfnis hatte nachzuholen und insbesondere, was das Mittelalter anbelangt, sagte ich gerne zu, und auch Beat war ohne Zögern bereit, die Arbeit mit einem von der Historie ziemlich unbeleckten Germanisten anzugehen. Wir duzten uns gleich, und so ging's los.

Der «Catalogue raisonné» geht über eine schematische Bestandsaufnahme, d.h. einer bloßen Auflistung identifikatorischer Daten weit hinaus, indem er kommentiert, erklärt und, indem er einen detaillierten Bericht gibt über den Zustand der Texte, ihre Glossierungen weitgehend wiedergibt und die Bedeutung der Texte durch Hinzufügung der Biographien der Autoren verdeutlicht, einen Einblick darin gewährt, wie mit den Texten gelebt wurde. Und sicher ist diese Bibliothek – ein wahres Schmuckstück – es wert, so behandelt zu werden, zumal das dann ja schon eine Vorstudie ist zu einer schon längst fälligen Biographie Heynlins selbst.

Der Katalogstext war, als ich ihn erstmals antraf, bereits fertig. Eine Ansammlung von Textdateien, die ich lange nicht überschautete, die außerdem doppelt geführt waren, d.h. in zwei Versionen und die es natürlich immer galt, aufs Peinlichste genau zu behüten,

bei jeder noch so kleinen Änderung darauf zu achten, daß sie richtig platziert wird und auch gesichert, und es gab immer wieder Situationen, in denen sich dem einen oder dem anderen der Kopf drehte, ob denn nun tatsächlich alles an seinem Platz sei. Es ist wahr, daß man eine solche Arbeit besser zumindest zu zweit angeht, und deshalb glaube ich, unsere Zusammensetzung war schon so gut wie ideal.

Zunächst war ich mit den Biographien befaßt, die in einer separaten Datei gesammelt waren. Sie sollten, da sie schon älteren Datums waren, bibliographisch aufgefrischt werden und bei dieser Gelegenheit darauf überprüft, ob die Wissenschaft nicht auch Neues über unsere Autoren zutage geschafft hätte. Ich machte mich ans Recherchieren. Ich suchte stapelweise Bücher in den Universitätsbibliotheken von Basel, Bern und Zürich zusammen, die wir gemeinsam sichteten, wobei ich ja erst einmal Beat über die Schulter schauen mußte, wie er dabei vorzugehen gedenkt, und ich staunte manches Mal darüber, mit welchem Vertrauen er die von mir jeweilig vorgelegte Auswahl entgegennahm. Zum Glück traute er nicht immer meinen Funden und so bekam ich denn auch Einblick in so Einiges an fachgerechtem Recherchieren, legte mir eine Sammlung von Nachschlagewerken zu und mit der Zeit gelangen auch mir regelrechte Funde.

Aber wenn ich sage, wir sichteten die Bücher gemeinsam, dann ist das nur die halbe Wahrheit, denn für mich war das immer eine andere Geschichte: natürlich mußte ich immer wieder darüber staunen, wie der Fachmann sich da durch all dieses Material durchwühlt, währenddem ich oft nur daneben saß, mit offenem Mund angesichts der Geschwindigkeit, mit der die einzelnen Produkte abgefertigt wurden, während ich gar nicht nachkam mit Bedauern darüber, daß man all das mit Sicherheit nicht lesen konnte, obwohl ich auf so Vieles davon Appetit gehabt hätte. Immerhin: Einiges habe ich mir am Rande doch zu Gemüte geführt, stärkte auch mein Latein, aber alles in allem blieb auch gar nicht recht die Zeit, mir eine ausgewogene Leseliste zusammenzustellen, auch wenn der gesamte Gang durch die Biographien knapp zwei Jahre dauerte.

Als wir am Ende dieses Ganges angekommen waren und das Manuskript um die Neuerungen bereinigt, brachte der vielgeschäftige Beat ein neues Projekt: das Rathausbuch, eine ausführliche Darstellung der Inschriften im Rathaus von Basel. Vielgeschäftig sage ich, weil Beat in dieser Zeit oft mit vielen anderen Dingen befaßt war, und ich beinahe ein Jahr lang nahezu alleine mit Recherchen rund um die Inschriften und mit der Erstellung einer geordneten Materialsammlung beschäftigt war. Eine Herausforderung lag dadurch auch darin, ein Manuskript zu erstellen, an dem zwei oder gar mehrere Personen gleichzeitig und unabhängig voneinander arbeiten können. Wir nannten das Ding den «Gral» und ich war dessen Hüter.

Für mich kristallisierte sich auf diese Weise allmählich das Thema Humanismus heraus in Form des vormaligen und ursprünglichen Großratssaales bzw. dessen künstlerischer Ausgestaltung durch Hans Holbein d.J., aber auch anderer historischer Inschriften aus jener Zeit, und Beat meinte einmal fast schmolend, daß er ja nun aus seinem eigenen Fachgebiet verdrängt worden war, aber immerhin war ja doch die Arbeit an Heynlins Bibliothek für mich quasi die Vorbereitung auf dieses Thema. Ich erlebte Vertiefung durch den Blick auf das konkrete Zeitgeschehen und konkrete Zusammenhänge, das Was und Wie historischer Äußerungen, die Auseinandersetzung der Damaligen mit ihrem Gesellschaftlichen. Mein Interesse blieb in all dem jedoch eher ein literarisches (die Inschrift als Textsorte oder der Text im Text usw.) als ein geschichtswissenschaftliches, wie es meine Kollegen als Generelles dann bevorzugten.

Da die Endredaktion meine Kollegen vom Fach übernahmen, fand ich eine andere Beschäftigung, denn: was war denn nun inzwischen mit dem Katalog geschehen? Eben nichts. Er war noch nicht publiziert, sondern hatte noch einmal ein kleines Stück Dornröschenschlaf in einer Schublade verbracht, aber es konnte nicht sein, daß das seine Endbestimmung war, auch wenn das bedeutete, daß er noch einmal in gleicher Weise überarbeitet werden mußte, denn wieder war Zeit verstrichen und inzwischen bedurfte er er-

neut der Aktualisierung und das war – das wurde uns ziemlich bald klar - ein großes Glück.

Wir machten uns wieder an die Arbeit, diesmal mit der Erfahrung und Routine Altgedienter; ein wirklich bestens eingespieltes Team. Es muß an einer erworbenen Vertrautheit mit dieser Vielzahl von Detailfragen liegen, daß man sich mit einem spürbar sichereren Gefühl für Geklärtes, Undurchsichtiges oder Unklärbares bewegen kann, nahezu unbeirrbar, nur immer wieder erstaunt darüber, wenn jetzt noch einmal ganz wesentliche Funde getätigt werden konnten, wie es möglich war, daß man diese Dinge vorher nicht schon hat sehen können – manchmal leicht «unheimlich», wie für uns zum bonmot wurde, das «Erhabene» in Nachschlagewerken, Internet und unseren eigenen Texten. Aber wie angedeutet: diese Funde hinterließen das Gefühl, daß es mit dem Teufel zugehen muß, wenn jetzt noch irgendetwas findet, das wir übersehen hätten, und alles in allem bin ich der Meinung – und denke, ich stehe nicht ganz allein damit da -, daß dieser Katalog seinem Objekt allein schon dadurch gerecht wird, als er selber in ganz ähnlicher Weise ein Schmuckstück ist wie jenes.

Während ich dieses schreibe, ist Beat am Ernten. Er zimmert mit gehabter Gründlichkeit und Minutiosität die Auswertung all dieses Materials zusammen: die Einleitung. Und meine Leseliste geht bald in Druck. Und da bin ich froh, denn:....wie war das schon mit der Mentalitätsgeschichte....?

3. VARIA:

BÜCHER SCHAFFEN STATT ABSCHAFFEN

«Weg mit den Büchern»?

Hannes Hug

1986-1996 Direktor der ETH-Bibliothek Zürich,

1996 - 2014 Direktor der Universitätsbibliothek Basel



ENN ICH die Zeitung aufschlage, zum Beispiel Sonntags, bin ich nicht mehr schreckhaft. Man weiss ja, was auf einen zukommt. Damit meine Stimmung nicht schon am Sonntagmorgen absackt, fange ich vorsichtshalber bei den Bündeln an, die mit «Kultur» oder «Lebensart» oder ähnlich Harmlosem überschrieben sind. Doch letztthin, an einem Sonntag Anfang Februar weckte ein Interview mein Interesse, das mich erst belustigte, dann aber wie ein Faustschlag in meinen Magen traf. Es wurde gegeben von meinem Nach-Nachfolger an der ETH-Bibliothek, Rafael Ball. «Weg mit den Büchern» lautete der provokante Titel. Herr Ball gab wieder einmal seine Sicht der Entwicklung der Bibliotheken durch – man kennt ihn so seit Jahren. Und im Kern sei es eben so, man müsse sich damit abfinden. Der Datenträger Buch habe ausgedient. Und genau genommen «wurde in der Geschichte der Menschheit unglaublich viel Mist geschrieben und publiziert. Der steht jetzt in Bibliotheken». Und niemals könne man Bibliotheken als Wissensspeicher der Menschheit bezeichnen. Auch der Inhalt grösster Bibliotheken sei nur ein kleiner, zufälliger Ausschnitt des Wissens dieser Welt.

Zugegeben: Als pensionierter Bibliotheksdirektor muss und soll man sich nicht mehr aufregen – aber dieser Sonntag war ohnehin kaum mehr zu retten. Provokationen haben den Vorteil, nicht be-

wiesen werden zu müssen. Aber der Gegenbeweis gelingt nicht mit einer Provokation. Da müssen Fakten her. In meinem Kopf wühlte es. Was soll man auf so einen Unsinn, ja eigentlich Wahnsinn entgegenen? Leider zu spät, als die NZZ keine Kommentare mehr zum Artikel annahm, fiel mir der Vortrag der Linguistin Naomi Baron ein, der ganz in der Nachbarschaft der ETH an der Uni Zürich im Herbst 2015 zu hören war. Ich hatte ihn leider verpasst, dann aber einiges über die Ergebnisse ihrer Studie zum Leseverhalten von Studenten in USA, Deutschland und Japan nachgelesen. Als wärs für den wissenschaftlichen Dialog unverzichtbar - auch ihre Ergebnisse lassen sich holzschnittartig zusammenfassen: 92 % der befragten Studenten wollen ihre Texte lieber auf bedrucktem Papier statt auf Bildschirmen lesen.

Natürlich, physische Bibliotheken haben etwas Schwerfälliges. Eco machte sich Gedanken wie man sie besser organisiert. Borges hatte es vorausgesehen. Er hatte etwas entdeckt: Gleich unter der steilen Kellertreppe des Hauses seiner verstorbenen Geliebten fand er es, das Aleph. Es war ein Ort, «... an dem, ohne sich zu vermischen, alle Orte der Welt sind, aus allen Winkeln gesehen. Ich habe niemandem meine Entdeckung verraten, aber ich bin wieder hingegangen.» Und auf die verblüffte Frage, ob es im Keller nicht sehr dunkel sei, ergänzte er: «Die Wahrheit dringt nicht in ein widerpenstiges Hirn. Wenn alle Orte der Welt im Aleph sind, dann müssen auch alle Leuchtkörper, alle Lampen, alle Quellen des Lichts hier versammelt sein.» Als fast erblindeter Mensch trat er sein Amt als Direktor der argentinischen Nationalbibliothek an. Er sprach von der Ironie, dass ihm mit der Erblindung Millionen Bücher geschenkt wurden. Er konnte die Bücher ertasten, sie erfühlen und sich an deren Inhalt erinnern. Wäre das Aleph damals schon in Form des Internets Realität gewesen, hätte er sie weggeworfen?

Vielleicht liegt, wie so oft, die Wahrheit irgendwo zwischen den Extremen. Die Cyberbibliothek ist keine Fiktion mehr, aber die realen überkommenen Bibliotheken sind eine Tatsache und werden offenbar auch von der Cybergeneration geschätzt. Soll man beides gegeneinander ausspielen? Mit dem Hinweis darauf, dass in den Bibliotheken – nicht aber im Internet – viel Mist steht? Ich habe

während meiner Berufstätigkeit immer wieder über die enormen Preissteigerungen besonders bei medizinischen Fachzeitschriften geklagt. Ein Biomediziner in Basel erklärte mir, dass das schon gut so sei. Die Bibliotheken kaufen vor allem teure Publikationen und die Preise wirkten wie ein Filter, in dem der «Bodensatz» hängen bleibt. Dadurch sei er sicher in der Bibliothek Qualität zu finden. Mit dem «Geschwätz» auf dem Internet könne er nichts anfangen.

Nun gut, der Sonntag schreitet voran, und meine Stimmung hebt sich wieder ein wenig. Ich lege die NZZ am Sonntag weg und greife zu einem Werbeflyer. Ein Hotel, verbunden mit einem Thermalbad, das ich gelegentlich besuche, legt die Buchung von «Vitaltagen» ans Herz. Neben dem täglichen Eintritt ins Andeerer Mineralbad werden Dinge angepriesen, auf die man gut verzichten kann. Vom Willkommensapéro über die Karibik-Ganzkörpermassage, das Fussbad in einheimischer Molke bis zu Andeerer Bsetzisteinen ist alles abzuhaken. Hängen bleibe ich an einem Programmpunkt: Zwei anregende Morgenspaziergänge durch Andeer mit dem Hoteldirektor!

Mir fällt wieder die UB ein. Wieviele (für mich) anregende gedankliche Morgenspaziergänge habe ich im Direktionsbüro der UB Basel unternommen? Wieviele interessante, lachende, heulende und schimpfende ... Menschen kamen durchs Sekretariat und in diesen Raum? Auch das gehörte zu diesem Wissensspeicher. Die lebhafteste Auseinandersetzung mit den Inhalten. Sie geschieht nicht am Bildschirm, es ist ein Austausch unter Menschen. Die vor Jahren neu eingerichteten Gruppenarbeitsräume der UB Basel wurden im Nu von begeisterten Studenten erobert, die Öffnung der Bibliothek an Wochenenden brachte die Räume sofort an ihre Kapazitätsgrenzen.

Alles wegwerfen, weil es nun alles oder mehr auf dem Internet gibt? Dem Kollegen Ball kann ich nur raten: Lesen Sie doch mal ein gutes Buch! Auch wenn dann zuhause noch ein unnötiger Gegenstand mehr herumsteht.

Aristoteles und die Lokomotive

Peter Litwan

Latinist, a. Rektor des Gymnasium Leonhard,

Präsident des Theatervereins Basel



S MAG wenig passend sein, dem nur bahnfahrenden Jubilar einige Worte zu widmen, die ihren Anfang nehmen bei einer der ersten Dreckschleudern des vorletzten Jahrhunderts: der Dampflokomotive. Versöhnen mag ihn der – vielleicht überraschende – Schluss.

Folgt man den üblichen etymologischen Wörterbüchern der deutschen Sprache, so hat das geschmähte Wort seinen Ursprung in England, wo damit die ersten sich selbst fortbewegenden Maschinen bezeichnet wurden. Wenn dann aber das Wort aus der Zusammensetzung von lat. *locus* und lat. *movere* – sogar als abgeleitetes Nomen *motivum* – hergeleitet ist, so ist das etwas fahrlässig. Und die gegebene Übersetzung «sich vom Ort (*Ablativus separationis*) bewegend» stösst auf die Schwierigkeit, dass dem Lateiner dafür das Adjektiv *mobilis* viel passender erschiene.

Die Engländer allerdings nehmen es genauer: Sie sprechen ursprünglich von *locomotive engine* oder *locomotive steam engine*, billigen dem Gefährt *locomotive power* zu und belassen dem Wort seine ursprüngliche Funktion als Adjektiv. So wird es in England im 17. und 18. Jh. mit verschiedenen Nomina kombiniert. Auch in Deutschland war es offensichtlich in Gebrauch, wie der «Nomenclator Latino-Germanicus» des Joachim Zehner von 1651 belegt, wo unter dem Titel *de potentia locomotiva* allerlei Begriffe im Zusammenhang mit Fortbewegung aufgelistet sind. Bei Immanuel Kant findet sich im handschriftlichen Nachlass der Begriff *vis locomotiva* als «Kraft, die Bewegung hervorbringt». Auch Johann Gottlieb Fichte verwendet ihn.

Werfen wir nochmals einen Blick zurück zur ersten Lokomotive von Stephenson: Er nannte sie *Locomotion Nr. 1* und verwendete damit das Nomen, das wohl am ehesten als Ursprung für das Adjektiv erhalten muss. Auch dieses Wort findet in England im 17. und 18. Jh. Verwendung in vornehmlich philosophischem und naturwissenschaftlichem Bereich in der Bedeutung «Möglichkeit der Bewegung». Und genau so erscheint es schon 1516 in der Schrift «de ossibus», einem anatomischen Werk des Petrus Paw (1564 – 1617), eines holländischen Mediziners, Prof. in Leiden, neben *dislocatio*.

Das Adjektiv *motivus* («zur Bewegung geeignet») taucht erstmals im 4. Jh. bei einem Autor namens Chalcidius auf. In seinem Kommentar zu Platons Dialog «Timaios» setzt er es abhängig von *spiritus*, *vis* und *vigor*, wenn vom Vermögen der Seele die Rede ist. In einer Glossen-Sammlung aus Engelberg, die auf das 10. Jh. zurückzugehen scheint und von Beatus Rhenanus ediert worden sein soll, ist für ψυχή μεταβατική *anima loco motiva* angegeben. Genau so verwendet Johannes Argyropulos (1415 – 1487) in seiner Aristoteles-Übersetzung dieses Begriffspaar. Und noch in der Auflage von 1616 listet Nicodemus Frischlin in seinem «Nomenclator trilinguis latino-germanico-graecus» unter dem Titel *De facultate motiva* allerlei Begriffe zum Thema «Bewegung».

Beinahe sind wir nun am Ziel: Aristoteles unterscheidet bekanntlich fünf Seelenvermögen: das der Nahrungsaufnahme/Reproduktion, das der Sinnesempfindung, das des Begehrens, das der Ortsbewegung und das des Denkens. Seine von den Nomina gebildeten Adjektive auf -τικός (δυνάμεις δ' εἴπομεν θρεπτικόν, αἰσθητικόν, ὀρεκτικόν, κινητικόν κατὰ τόπον, διανοητικόν) enden in der lateinischen Formulierung des Thomas von Aquin auf -ivus: *genus vegetativum, sensitivum, appetitivum, motivum secundum locum, intellectivum*. Während die Pflanzen nur das erste besitzen, die Tiere die ersten vier, verfügt allein der Mensch über alle fünf. Die Beifügung κατὰ τόπον/*secundum locum* legt übrigens nahe, den Ablativ *loco* der späteren Formulierungen nicht als *Ablativus separationis*, sondern als *limitationis* («in Bezug auf den Ort») zu deuten.

Philipp Melanchthon hat sich in seinen Schriften *Commentarius de anima* (1540) und *De anima* (1558) sehr stark an Aristoteles orientiert. Formal übernimmt er die Begriffe der Attribute wie Thomas, er spricht lediglich von *potentia* statt *genus*. So trägt ein Kapitel den Titel *De potentia locomotiva*. In der älteren Fassung trennt er die beiden Bestandteile des Wortes noch, in der späteren erscheinen sie als ein Wortkörper. Kein Wunder, dass der Begriff auch in den *Loci praecipue communes* von 1552, seiner theologischen Grundlagentext, erscheint. Im Abschnitt über den freien Willen unterscheidet er im Menschen Verstand und strebendes Wollen; diesem sind die Neigungen der Sinne und Gefühle unterworfen: *Est sub uoluntate, et<iam> loco motiua* (Dem Wollen ist auch <das Vermögen> der Ortsveränderung unterworfen). Auffällig ist das Fehlen des Nomens, von dem *motiua* abhängig sein müsste. In der Folge hat sich das Adjektiv *locomotivus*, *-a*, *-um* (immer zusammengeschrieben) vor allem in philosophischen und theologischen Lehrschriften in ganz Europa ausgebreitet.

So versöhnlich wie die Tatsache, dass wir den Namen der Dreckschleuder – und allen ihren sauberen Nachfolgerinnen – letztlich antiken Philosophen, mittelalterlichen Theologen und Gelehrten wie Melanchthon zu verdanken haben, stimmt wohl auch der Titel des Zeitungsartikels der Basler Nachrichten vom 5./6. Dezember 1953: «Bald ohne Lokomotivenrauch?», der auf die Anstrengungen der benachbarten Staatsbahnen anspielt, mit der Elektrifizierung voranzumachen. Heute sind wir den Russen der Lokomotiven auch ohne die heute da und dort üblichen Kampfmassnahmen zur Durchsetzung ökologischer Anliegen los; und dass der Dampfkesseleinheit von *Locomotion 1* schon vier Jahre nach der Inbetriebnahme explodierte und den bedauernswerten Lokführer in den Tod riss, ist mit Sicherheit kein Anschlag fanatischer Rauchgegnern!

Gaudia non solum spiritualia

*Vom Cartusiophilus, Mediävist in Münster und Berlin,
dem Amte wohl bekannt ...*



LS ER den Verschuß seiner Kamera ausgelöst hatte, blickte er nach draußen. Tief unter ihm hoben sich die schmutziggrauen, schiefen Kreuze des Friedhofs der Kartause von M. vom kargen Grün des Rasens ab. Keines der Kreuze trug einen Namen, aber das war in Klöstern dieses Ordens immer so: letzter Ausdruck dessen, daß der, der hier eintrat, auch über den Tod hinaus namenlos blieb. Am Rande des Friedhofs schritten zwei Brüder, jeder mit einer Kettensäge über der Schulter. Die Kapuzen ihrer Kutten verhüllten ihre Gesichter fast vollständig.

Nachdenklich wandte er sich wieder seiner Arbeit zu. Vor ihm, auf einem gebrechlichen Stuhl, lag aufgeschlagen ein unansehnlicher Codex. Er blätterte darin. Noch zehn Aufnahmen, dann war der Text zu Ende. Fast mechanisch spannte er den Verschuß, stellte die Entfernung ein und löste aus. Hoffentlich gerieten die Aufnahmen. Aber was dann? Sollte er den Text veröffentlichen? Die Genehmigung dazu hatte der Prior ihm und seinen beiden Kollegen, die die Bibliothek von M. seit mehreren Tagen auf der Suche nach unbekanntem Texten durchkämmten, gestern gegeben.

Der Prior – ein merkwürdiger Mann. Nicht nur, daß er für einen Kartäuser viel und geläufig sprach. Er war auch in fast beunruhigendem Maße über das, was in der Welt vor sich ging, informiert. Und bald nach der Ankunft war ihm und seinen Kollegen klar geworden, daß der Prior auch über seine Besucher weit mehr wußte, als diesen gut schien. Das merkwürdigste aber war sein beinahe lautloses Auftauchen immer dann, wenn sie im Gästezimmer ihre Mittagsmahlzeit beendet hatten. Hatte der Prior ihn heute warnen wollen? Was sonst hatten die seltsamen Ausführungen über Bücher, die die Laien besser nicht lesen sollten, und der Hin-

weis, daß dies auch für die Heilige Schrift gelten könne, zu bedeuten? Und woher kannte, wie ihm Andeutungen zeigten, der Prior die Hintergründe des Berufungsverfahrens an der Universität von B., das – für Außenstehende überraschend – mit seiner Ernennung geendet hatte? Zugegeben, er war nicht ganz sauber vorgegangen – aber was war ihm schließlich übriggeblieben? H., sein Hauptkonkurrent, war auch nicht besser, hatte aber einflußreichere Fürsprecher...

Ein Geräusch ließ ihn aus seinen Gedanken hochschrecken. Vor ihm auf der Empore stand der kleingewachsene Bibliothekar der Kartause, der ihn lächelnd fragte, ob denn das Licht zum Photographieren ausreiche. Die tief ins Gesicht gezogene Kapuze ließ ihn nur die gelben Zahnreihen seines Gegenübers erkennen. Er dankte höflich. Nein, er benötige kein Stativ – und er sei auch beinahe fertig. Fast lautlos verschwand der Bibliothekar. Selbst die morsch wirkenden Stufen der steilen Treppe, die die Empore mit dem weiten Bibliotheksraum verband, blieben still unter seinen Schritten. Wie sie das wohl machten? Und woher kam dieser merkwürdig schiebende Gang? Was bedeuteten die vielen Türen in der Kartause, die nur auf der einen Seite eine Klinke besaßen? Sie hatten lange gebraucht, um herauszufinden, daß das Innere des riesigen Gebäudes nach der Art eines Einbahnsystems organisiert war. Wenn man die Bibliothek verließ, mußte man den großen Kreuzgang umrunden und mehrere Höfe durchschreiten, um schließlich wieder am Fuß der Treppe zu stehen, die zur Bibliothek führte.

Ein metallisches Kreischen, dem ein lang sich hinstreckendes Krachen folgte, zerriß die Stille. Er blickte hinaus. Am Ostrand des Friedhofes hatten die Brüder eine riesige Esche gefällt, deren gewaltige Krone auf mehrere Grabkreuze gestürzt war und diese zerdrückt hatte.

Er wandte sich wieder der Handschrift zu. Eine letzte Aufnahme, damit auch die Herkunft des Bandes dokumentiert war. *Liber sancti Medardi in lacu* stand da auf der Vorderseite des Schutzblattes – welches Kloster war damit gemeint? Die reiche Bibliothek der Kartause von M., in Zeiten der Not im nichtkatholischen Ausland angelegt, besaß mehrere Handschriften mit dieser seltsamen Pro-

venienz – ob sich darunter eine weitere Abschrift des Textes, den er eben fotografiert hatte, verbarg?

Langsam blättern durchlief er noch einmal den Text der Handschrift, ein Florileg aus einigen Büchern der Bibel. Auf jedes Textstück folgte eine Federzeichnung, eine um die andere kunstvoll ausgeführt, mit sichtlichem Behagen die im Text behandelte Szene ausschöpfend: Noe, trunken und nackt in seinem Zelt, Salomo mit seinen Weibern, Susanna im Bade. Der orgiastische Tanz um das Goldene Kalb, Maria Magdalena, ihrem Gewerbe nachgehend. Eine seltsame Auswahl. Aber ein Zweifel war nicht möglich. Das Vorwort der Sammlung, das auf die *deliciae biblicae* und die *gaudia non solum spiritualia* hinwies, war anders nicht zu verstehen. Wie der Dekan seiner Fakultät wohl reagieren würde, wenn er diesen Text veröffentlichte? Immerhin bekam seine Universität nicht wenig Geld von der Kirche – und die Konkordatslehrstühle waren nur im Einvernehmen mit dem Bischof zu besetzen. Langsam die letzten Blätter umwendend schloß er die Handschrift.

Ein leichtes Knacken ließ ihn aufblicken. Vom anderen Ende der Empore kam ein Mönch auf ihn zu. Er hängte sich die Kamera um und klemmte sich den überraschend schweren Codex unter den Arm. Von schräg hinten kam die melodische Stimme des unbekanntes, auch unter der weiten Kutte athletisch wirkenden Mönchs, der ihn zur Kaffeepause rief. Unten, im dämmrigen Saal, die Kollegen, die Thermoskannen aufschraubten. Schwacher Kaffeegeruch stieg ihm in die Nase. Langsam, den Mönch dicht hinter sich, wandte er sich zur Treppe. Das Buch fest an sich gepreßt, suchte er mit der freien Hand nach dem Geländer, tastete mit dem rechten Fuß nach der ersten Stufe und verlor das Gleichgewicht. Sie sprachen zuviel hier in der Kartause, dachte er im Fallen, und: «Ein erotisches Bibelflorilegium aus St. Medardus» – so würde sein Aufsatz heißen.

Werner Kaegi — Jacob Burckhardt und Sebastian Castellio

Uwe Plath

Doktorand mit Manfred Welti und B.v.S.

*beim Burckhardt-Biographen Werner Kaegi, Reformationshistoriker,
Dozent an der Universität Lüneburg.*



S IST keine leichte Aufgabe, die Du mir gestellt hast, lieber Beat, einige Gedanken der Erinnerung an Dich und unseren gemeinsamen Lehrer Werner Kaegi zu schreiben, dessen historische Seminare uns einst in Basel zusammengeführt haben.

Denn über 40 Jahre sind vergangen, seit wir uns das letzte Mal sahen. Kannst Du Dich noch daran erinnern? Es war am 31. Dezember 1974, so glaube ich, im Petersdom in Rom, an historischer Stätte also, wo wir uns nach unserem Studium in Basel zufällig trafen. Du warst chic gekleidet, charmant wie immer und in hübscher weiblicher Begleitung wie immer; ich dagegen war ganz allein, um mich auf eine Romreise vorzubereiten, die ich im folgenden Jahr leiten sollte. Ich erinnere mich deshalb so gut an dieses Jahr, weil ich einige Monate zuvor meine Tätigkeit am Institut für Schweizerische Reformationsgeschichte in Zürich aufgegeben, die Schweiz verlassen hatte und nach Deutschland zurückgekehrt war.

Wir müssen uns im Sommersemester 1965, in meinem ersten Seminar bei Kaegi über Jacob Burckhardts «Historische Fragmente», kennengelernt haben. Oder war es im WS 1965/66 über das Basler Konzil, in welchem ich ein Referat über «Jakob Scheele, den Bischof von Lübeck, auf dem Basler Konzil» gehalten habe? Ich glaube sicher zu sein, dass wir später gemeinsam an dem Castellio-Seminar teilgenommen haben. Aber ehrlich gesagt, die speziellen Erinnerungen an Dich, lieber Beat, in diesen Kaegi-Seminaren sind

geschwunden; wohl aber gibt es viele gute allgemeine an Kommilitoninnen und Kommilitonen. Der eine oder andere Name taucht heute noch in meinen Erinnerungen auf, und dazu gehört auch Deiner.

Wie war es möglich, dass wir uns in Basel kennengelernt haben? Das hat indirekt etwas mit zwei Dir vielleicht bekannten Basler Studenten zu tun und auch mit den Namen Werner Kaegi und Harald Fuchs.

Damals war es, so habe ich gehört, bei den Professoren der klassischen Philologie in Basel üblich, begabten Studenten einen Studienaufenthalt in Hamburg oder Kiel zu empfehlen, damit sie «die große weite Welt» kennenlernten; übrigens hatte ja auch Kaegi einst in Leipzig studiert und promoviert. Kurz, ich lernte während meines Studiums an der Universität Hamburg Luzi Schucan kennen, der bei dem berühmten Gräzisten Bruno Schnell studierte, und Kurt Raaflaub, der ebenso wie ich an dem althistorischen Seminar von Jochen Bleicken über «Die Germanen bei Salvian» teilnahm. Beide erzählten viel Gutes über Basel, über sein kulturelles Leben, seine Universität, den Latinisten Harald Fuchs und den Historiker Werner Kaegi, deren «Geistigen Widerstand gegen Rom» und «Chronica mundi» ich noch in Hamburg las. Überhaupt hatte die Uni Basel damals einen sehr guten Ruf durch Namen wie Karl Barth, Karl Jaspers, Edgar Salin, Adolf Portmann, um nur einige zu nennen. So kam ich im SS 1965 nach Basel, «um den Süden kennenzulernen»; von Hamburg aus gesehen, sicherlich keine unberechtigte Erwartung (obwohl mir das geistige Klima der Weltstadt Hamburg an der Elbe später manches Mal doch etwas «südlicher» zu sein schien als das der Stadt am Rhein).

Wenn ich an meine Studienzeit in Basel denke, fühle ich mich in großer Dankbarkeit besonders Werner Kaegi verbunden; in gewisser Weise auch Harald Fuchs und dem Kirchenhistoriker Max Geiger. Kaegi war ein strenger, sehr anspruchsvoller Lehrer; zugleich ein sehr gütiger, wie auch das Altersbild der Universitätsbibliothek Basel, verrät, das sich in dem von René Teuteberg herausgegebenen Band 3 der Historischen Meditationen befindet. Es ist das Bild, das ich immer vor Augen habe, wenn ich an Kaegi denke: ein von Sta-

tur aus kleiner Mann mit einem großen Kopf und einer hohen Stirn, mit gütig blickenden Augen und einem leichten Lächeln um den Mund.

Musste man sich in Hamburg durch Klausuren für die Teilnahme an Proseminaren und Seminaren qualifizieren, so war es in Basel üblich, sich den Professoren persönlich vorzustellen, um an einem Seminar teilnehmen zu dürfen. So ging ich damals (nach telefonischer Anmeldung) zu Kaegi, mit klopfendem Herzen und großer Ehrfurcht vor einem so großen Gelehrten. Die erste Begegnung verlief sehr angenehm: Empfang durch die italienische Haushälterin, kurzes Warten, dann kam «er». Prof. Kaegi war sehr freundlich, und wir hatten ein gutes Gespräch, nachdem ich von meinen akademischen Lehrern in Hamburg berichtet und dabei auch Paul Johansen erwähnt hatte, dessen Vorlesungen in osteuropäischer Geschichte ich besucht hatte. Kaegi und Johansen kannten sich, so erfuhr ich, durch das gemeinsame Studium in Leipzig, das beide ebenda im Jahre 1924 mit dem Dr. phil. abgeschlossen hatten.

Die Vorlesungen, die Kaegi über die abendländische Geschichte von der Zeit Konstantin des Großen bis ins 19. Jahrhundert hielt, boten sehr viel. Sie fanden immer in vollen Hörsälen statt und waren für mich ein freiwilliges «Muss». Man müsse als Student der Geschichte zu Kaegi gehen, wurde mir gleich am Anfang gesagt; verzichten könne man auf Bonjour, den ich später übrigens interessant und als Historiker der eidgenössischen Neutralitätspolitik nicht unbedeutend fand.

Auch die historischen Seminare bei Kaegi waren etwas Besonderes: Der große Meister erschien zu den Sitzungen, sehr gut vorbereitet, mit seiner Ledermappe. Unter seiner Regie trug man die Referate vor: er bestimmte, welche Passagen des Referates vorgelesen wurden, er stellte die Fragen. Es war nach heutigem Verständnis ein sehr professorenzentriertes Seminar mit wenigen Diskussionsmöglichkeiten. Ich weiß nicht, wie es Dir dabei ging, lieber Beat; ich fühlte mich immer klein und unwissend, was ich ja auch war; aber ich habe bei Kaegi viel gelernt; vor allem auch die Ehrfurcht vor der Geschichte, die Ehrfurcht vor der deutschen Sprache. Das Gefühl der Unwissenheit änderte sich ein wenig, als ich selbst ein

Referat vortrug und während des Castellio-Seminars mit einer Dissertation begann, in welcher Castellio nach der Verhaftung und Verbrennung Servets die Hauptfigur des geistigen Widerstandes in Basel gegen Calvin wurde.

Besondere Erinnerungen an die Seminare habe ich nur wenige; und die sind eigentlich ohne Bedeutung. So erinnere ich mich merkwürdigerweise daran, dass Kaegi in dem Burckhardt-Seminar jemanden suchte, der bereit sei, dessen stenographische Notizen zu entziffern, und dass Ernst Ziegler (den ich nie näher kennengelernt habe) dazu bereit war, der später bei Kaegi darüber promovierte und Stadtarchivar in St. Gallen wurde. Im Gedächtnis geblieben ist mir ferner, wie souverän Kaegi einmal eine peinliche Situation klärte, als ein Kommilitone während seines Referats die Frage, wo denn der Ort Udine liege, nicht beantworten konnte und fast alle Seminarteilnehmer voller Schadenfreude darauf reagierten. Mit einer kurzen Kopfbewegung beendete Kaegi die Situation, und es herrschte Ruhe. Vielleicht ein Hinweis auf die Humanität Kaegis bei aller Strenge des Gelehrten?

Den Menschen Kaegi habe ich als Doktorand etwas näher kennengelernt. Er bot mir an, die Arbeit seines Onkels Paul Wernle über «Calvin und Basel bis zum Tode des Myconius (1536-1552)» bis zum Tode Calvins fortzusetzen, und ich habe daran - dem Humboldtschen Ideal von «Einsamkeit und Freiheit» folgend - gearbeitet und gelitten; aber jederzeit, wenn es ein Problem gab, ein offenes Ohr bei ihm gefunden. Kaegi ist mir bei aller Distanz ein wahrer «Doktorvater» gewesen. Und ich war immer (und bin es noch heute) dankbar dafür bzw. stolz darauf, ein Kaegi-Schüler gewesen zu sein. Seine historische Größe erkennt man - z.B. im Vergleich mit seinen Nachfolgern - nicht nur an seinen lesenswerten, sprachlich exzellenten wissenschaftlichen Veröffentlichungen (von der Burckhardt-Biographie ganz zu schweigen), sondern auch an der großen Zahl bedeutender Dissertationen, die er zum Basler Buchdruck oder zur Geschichte des europäischen Humanismus angeregt, betreut und in den «Basler Beiträgen» herausgegeben hat.

Als ich im Oktober 2014 im Zusammenhang mit der inzwischen erschienenen Übersetzung von Castellios Contra libellum Calvini in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel arbeitete, haben wir uns, lieber Beat, leider nicht getroffen. Umso mehr freue ich mich, dass seit dieser Zeit wieder ein ferner Email-Kontakt zwischen uns beiden besteht. Und ich hoffe, dass es einigen Baslern im Jahre Deines 75. Geburtstages gelingen möge, die Erinnerung an Castellio, diesen großen Basler Universitätslehrer und Kämpfer für religiöse Toleranz, - ganz im Sinne Kaegis - zu erneuern, nachdem man seinen 500. Geburtstag im vergangenen Jahr offenbar übersehen hat.

Impressionen zur Entstehung des Rathaus-Buches

Markus Ritter

Biologe, Generalsekretariat des Präsidialdepartements Basel-Stadt



ER DAS Rathaus durch alle Räume zum ersten Mal begehen darf, ist überrascht von der Fülle der kaligrafisch auf dem Mauerwerk der einzelnen Stuben angebrachten Sprüche. Genauso erging es auch mir, als ich im Rahmen der Planung des neuzuschaffenen Präsidialdepartements das Rathaus umfassend kennen lernte. Ich befasste mich mit dem Thema und musste bald feststellen, dass weder ein Bestandesverzeichnis noch eine Interpretation aller Sprüche vorliegt. Altphilologen und Historiker waren gefragt, das Spruchgut zu bearbeiten und in geeigneter Form zu veröffentlichen.

Ich wandte mich an Beat von Scarpatetti, der die Idee einer Publikation sofort unterstützte und mit Prof. Rudolf Wachter, Dr.

Peter Litwan und Martin Carl eine Arbeitsgruppe ins Leben rief, die sich in den folgenden Jahren der Sache widmete. In drei Jahren entstand ein Buchmanuskript, das in der Folge auch den Schwabe Verlag zu interessieren vermochte. Gemeinsam mit unserer Redaktorin Marianne Wackernagel arbeiteten wir das Buch sorgfältig in allen Arbeitsschritten aus. Im August des fünfhundertjährigen Jubiläums des Rathausgebäudes lag es im Buchmarkt vor.

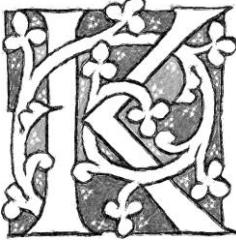
Was Gelehrsamkeit aus dem Sprücheprogramm alles herauszulesen fähig ist, das kann man jetzt nachschlagen im Buch. Die Stimmung im Team war über die Jahre hinweg hochgemuth, kameradschaftlich und lösungsorientiert. Sie kontrastierte angenehm gegenüber ach so vielen Verwaltungsaufgaben und bleibt mir in bester Erinnerung. Ich erlebte eindrücklich, dass jeder der «Schriftgelehrten» freigebig etwas Einzigartiges zu dem Gemeinschaftsvorhaben beisteuern konnte. Dadurch entstand ein Buch, das in munterer Weise eine Lücke füllt, welche im Nachhinein als merkwürdiges schwarzes Loch in der Lokalgeschichtsschreibung erscheint.

Dass es kein «trockenes» Buch sein sollte, dazu trugen alle Autoren und die Fotografen ihr Bestes bei. Beat von Scarpatetti hat mit Ironie, Schalk und Witz besonders viel Würze in seinem Text verstreut. In seinen Augen sind wohl die Sprüche-Zitate historische Belege, in denen sich Zuschauer im Grossen Welttheater über Jahrhunderte hinweg zuzwinkern. Ernsthaftes ist zweifellos auch mit dabei. Und Normatives in Hülle und Fülle. «Aber der Geist ist ein Wühler (Jacob Burckhardt)», das hat unser Jubilar noch und noch, und auch im Rathausbuch, bestätigt.

Ein peinlicher Fall von Umweltverschmutzung

Rudolf Wachter

*Altphilologe, Prof. für vergleichende Religionswissenschaften in Basel,
Bratscher*



ENNENGELERNT haben wir uns, lieber Beat, bald nach 2000 an einem Basler «Fakultätsausflug» mit anschliessendem Abendessen, das wir in munterer Plauderei verbrachten. Inzwischen schätzen wir einander als grosse Lateinliebhaber und Humanisten im Sinne des Wahlspruchs «Zukunft braucht Herkunft», als notorische Querdenker und Freigeister, ich eher in der Sprachwissenschaft und Philologie, Du in der Politik, und nicht zuletzt als tapfere Geigen- bzw. Bratschenamateure (dem zweiten Satz von KV 423 sind wir noch etwas Aufmerksamkeit schuldig!). Dir zu Ehren will ich hier von meinem über zehnjährigen Einsatz als Aktivist in Fragen der Umweltverschmutzung berichten.

Im Jahre 1996 haben die Kultusminister Deutschlands, Österreichs und der Schweiz (hier: EDK) eine der grössten Umweltsünden der letzten Jahrzehnte begangen: Sie haben die sogenannte Rechtschreibreform 1996 in Kraft gesetzt. Dies geschah auf Anraten einer «Kommission für Rechtschreibfragen», in der ein Dutzend Germanisten sassen, die seit 1977 auf ihre Stunde warteten und unter sich heillos zerstritten waren. Wie Aussteiger berichtet haben, beschloss die Kommission über die zahllosen vorgeschlagenen Reformpunkte per Mehrheitsentscheid. Dabei gab es, wie in den Parlamenten, Lobbying- und Koalitionseffekte: Stimmt du für meinen Vorschlag, unterstütze ich den deinen. Dass dabei schliesslich eine völlig konzeptlose «Reform» übriggeblieben ist, verwundert nicht. Zudem haben die Politiker im letzten Augenblick ein paar der heissesten Eisen aus dem Feuer genommen und

damit das Konzept noch mehr zerfleddert. Dies müssen einige Minister noch gemerkt haben. Der Germanist Theodor Ickler, Kritiker der ersten Stunde, berichtete in der F A Z vom 10.11.2000 (Nr. 262, S. 44): «Am 1. Juli 1996 sollen die Kultusminister der deutschsprachigen Länder geögert haben, ihre Unterschrift unter die Absichtserklärung zur Durchführung einer offenkundig unausgereiften Rechtschreibreform zu setzen. Erst als eine der anwesenden Personen einwarf, Bertelsmann habe schon gedruckt, unterschrieben sie. Tatsächlich lag am nächsten Morgen die Neue deutsche Rechtschreibung des Medienkonzerns in allen Buchläden.» Diese Darstellung wurde nie dementiert, auch nicht, dass ein Hauptzweck der Reform gewesen war, dem «Duden» das in jahrzehntelanger, diskreter und aufwendiger Arbeit wohlerworbene Monopol an der deutschen Rechtschreibung zu entreissen und dieses – und damit die Hoheit über ein wichtiges Stück Sprache – in die politische Exekutive zu holen.

Der Sturm der Entrüstung in der gesamten Bevölkerung war gigantisch und anhaltend, wie im Wikipedia-Artikel mit dem (absichtlich?) doppeldeutigen Titel «Reform der deutschen Rechtschreibung von 1996» schön dokumentiert ist. Zahlreiche Wissenschaftler zeigten schonungslos mit den Fingern auf die Mängel und Fehler der Reform. Die Verschmutzung in der schriftlich festgehaltenen deutschen Sprache wurde sofort deutlich sichtbar, da sich längst nicht alle an die neuen Regeln hielten (und halten), zumal die Reform zwei langfristige Entwicklungstendenzen der deutschen Rechtschreibung umzudrehen versucht, indem sie zurück zu mehr Gross- und mehr Getrenntschreibung geht. Aber die Politik stellte auf stur und beharrte auf der beschlossenen Verbindlichkeit der Reform für die Verwaltung und die Schulen. Zahllose Erlasse und Dienstanweisungen, interne Vorschriften in tausenden von Behörden und öffentlichen Institutionen, aber auch in Unternehmen, Verlagshäusern usw. zeugen davon. (Was das kostete!) Zur Besänftigung der Gemüter und zur Korrektur der ärgsten Fehler wurde 1997 eine «zwischenstaatliche Kommission» eingesetzt, in der freilich zum grossen Teil wieder dieselben Wissenschaftler bzw. ihre Schüler sassen, erst später auch zwei Frauen (s. den Wikipedia-

Artikel «Zwischenstaatliche Kommission für deutsche Rechtschreibung», aus dem die Mitgliedschaften ersichtlich sind, leider aber nicht die Seilschaften). Als Korrekturvorschläge von dieser Kommission nur sehr zögerlich kamen – wen wundert's? – und verschiedene Medien, z.B. die FAZ, die Geduld verloren und zur herkömmlichen Schreibung zurückkehrten, während andere, z.B. die NZZ, Hausregeln schufen, wurde die Kommission 2004 kurzerhand abgesetzt und neu ein über 40köpfiger «Rat für deutsche Rechtschreibung» eingesetzt. Dieser legte 2006 eine modifizierte Version der letzten «Amtlichen Regelung» von 2004 vor. (Was das immer kostete!) Einige der schlimmsten Reformschreibungen wurden darin stillschweigend wieder gestrichen, aber solche Fälle sind an einer Hand abzuzählen. Bei sehr vielen Neuschreibungen, die auch nach zehn Jahren noch kaum Akzeptanz gefunden hatten, wurde kurzerhand die herkömmliche Schreibweise als «Variante» wieder gestattet. Dies wurde von den Politikern als revolutionäre Neuerung gefeiert. Sie proklamierten, nun sei der Rechtschreibfriede wiederhergestellt. Weit gefehlt! Dies war im Gegenteil der zweite Kapitalfehler dieser unseligen Reform, denn eine Rechtschreibung taugt nur, wenn die unentschiedenen Fälle verschwindend selten und seit längerem in natürlichem Übergang begriffen sind (z.B. *tendentiell* → *tendenziell*, ein Fall, der nichts mit der Reform 1996 zu tun hat). Hier aber wurden hunderte solcher Fälle per Dekret erschaffen. Der Grund für die halbhatzige Reform der Reform ist klar: Auch im «Rat» sitzen noch immer die vehementesten Reformer, und diese stemmen sich mit aller Kraft gegen echte Korrekturen an «ihrer» Reform.

Von dem neuen amtlichen Selbstbedienungsbuffet 2006 bedienen sich seither die Wörterbücher, Duden – wegen langjähriger personeller Verquickung – zunächst betont reformfreundlich, Wahrig (Bertelsmann) eher herkömmlich. Pikanterweise gehören die beiden seit 2009 Cornelsen, sie sind aber bis heute unterschiedlich! Duden hat buchstäblich seine Unabhängigkeit der Reform geopfert. Was würde wohl sein kluger Gründer Konrad Duden sagen? Vorher hat der Verlag aber nochmals üppig abgesahnt: In den knapp zwanzig Jahren ist durchschnittlich alle dreieinhalb Jahre (1996,

2000, 2004, 2006, 2009, 2013) eine Neuauflage des Rechtschreibdudens erschienen; vorher waren es jeweils sechs oder sieben Jahre gewesen. Die genauen Auflagezahlen werden zwar von jeher geheimgehalten, sicher ist aber, dass diese Reform- und Reform-der-Reform-Auflagen noch viel höhere Verkaufszahlen generierten als die früheren, denn nun änderte sich von Mal zu Mal mehr als vorher in fünfzig Jahren. (Was das die Bevölkerung kostete!). Vom Rat für Rechtschreibung aber hat man, obwohl er regelmässig tagt, in den ganzen zehn Jahren seit dem modifizierten Regelwerk nichts mehr gehört – ausser der 2010 erfolgten Abschaffung einer Handvoll erfolgloser Eindeutschungen (z.B. *Kreme, Krem*): *Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus*.

Am meisten leiden die Schüler (und ihre Lehrer) unter der Misere. Zuerst, zwischen 1996 und 1998, mussten sie umlernen, dass *Es tut mir leid* fortan mit grossem *L* zu schreiben sei. 2006 wurde ihnen diese Schreibweise wieder verboten. Ebenso mussten sie 1996 hunderte von Adjektiven und Verben umlernen, die neu getrennt geschrieben werden mussten, z.B. *wohl bekannt, so genannt* (aber: *sog.*), *frisch gebacken, auseinander gehen*. Seit 2006 dürfen sie diese nun wieder zusammenschreiben, ja inzwischen empfiehlt sogar der Duden in all diesen Fällen wieder die Zusammenschreibung, Wahrig sowieso. Bis heute ist jedoch aus Reformerkreisen nicht der Hauch eines Eingeständnisses erfolgt, dass *Dies ist dir ja wohlbekannt* semantisch nicht dasselbe ist (und auch nicht gleich ausgesprochen wird) wie *Dies ist dir ja wohl bekannt* und dass die beiden deshalb auch unterschiedlich geschrieben werden sollten, – was in herkömmlicher Schreibung einfach und klar gewährleistet war. Der frühere Idealzustand ist bis heute nicht ganz wiederhergestellt. Zwar wird für einen *frischgebackenen Doktor* oder *Ehemann* die Reform-Getrenntschreibung inzwischen nicht einmal mehr aufgeführt, aber ein *frisch gebackenes Brötchen* darf laut Duden auch *frischgebacken* geschrieben werden. Man negiert also immer noch, dass die herkömmliche, klare Regelung besser war, und lässt bewusst einen Teil der «Verschmutzung» bestehen. Man kann sich lebhaft vorstellen, wie es hinter den Kulissen zugeht, wenn im «Rat» von Zeit zu Zeit einer vorzuschlagen wagt, man möge doch diesen letz-

ten Rest Unklarheit aufgeben und wieder ganz die herkömmliche Regelung propagieren!

Auch grüne Anliegen in der Politik – diese Bemerkung erfolgt hier aus gegebenem Anlass – leiden unter der Situation. Die gedruckte Dudenausgabe von 2009 empfahl bei *Strom sparend* (und auch *Raum sparend*) immer noch die Reform-Getrenntschreibung, bei *energiesparend* aber bereits wieder die herkömmliche Zusammenschreibung. Kein Wunder, dass die Begriffe damals zeitweise regelrecht aus der politischen Agenda herausfielen, denn welcher Politiker will sich schon mit einem Thema profilieren, von dem er nicht einmal weiss, wie er es schreiben soll und permanent Gefahr läuft, wegen orthographischer Schwächen oder Parteilichkeit an den Pranger gestellt zu werden? Erst der Fukushima-Effekt hat 2011 dieser unangenehmen Situation ein Ende bereitet, und der seither klar feststellbare, willkommene Trend zurück zur herkömmlichen Zusammenschreibung *stromsparend* legt den Schluss nahe, dass sich damals gerade auch die Umweltschützer und Kernkraftgegner, die noch vor der Reform 1996 akkulturiert worden waren, wieder kräftig in die politische Diskussion einbrachten. [Wissenschaftspolitische Bemerkung: Die beiden angesprochenen Kausalzusammenhänge, erstens zwischen Orthographie und Polit-Agenda ganz allgemein, zweitens zwischen der Rückkehr zur Zusammenschreibung und dem Alter der Polit-Akteure nach Fukushima, harren noch der einschlägigen statistisch-linguistischen Studien.]

Jedenfalls ist die Duden-Online-Fassung gerade in jenen Jahren rasch auch bei *strom-* und *raumsparend* zur herkömmlichen Zusammenschreibung zurückgekehrt, so dass der gedruckte Duden und die Online-Version sogar ein paar Jahre lang Unterschiedliches empfahlen. Erst in der neuesten gedruckten Ausgabe von 2013 ist die Zusammenschreibung wieder die einhellige Empfehlung.

So kehrt der Duden klammheimlich, Schrittchen für Schrittchen, zur herkömmlichen Schreibung vor 1996 zurück und passt sich so allmählich auch dem Wahrig an. Dies geschieht freilich auf völlig intransparente Weise: Obwohl *furchterregend* längst wieder zusammengeschrieben wird, wird *Furcht einflössend* nach wie vor getrennt

empfohlen. Solche Inkonsistenzen gibt es bei Duden zu hunderten. Er ist kein zuverlässiges Referenzwerk mehr. Ich empfehle heute, wenn überhaupt einen der beiden, eher den Wahrig.

Immerhin, die herkömmliche Zusammenschreibung ist wieder deutlich auf dem Vormarsch. Totale Funkstille herrscht dagegen nach wie vor im zweiten grossen Reformbereich, der Gross- und Kleinschreibung. Abgesehen von wenigen Spezialfällen wie *Es tut mir leid* ist da nicht das geringste gegangen, und zwar weil die – damals noch – streng reformgläubigen Kultusminister 2004 dem Rat für Rechtschreibung verboten hatten, diesen Themenbereich überhaupt anzupacken. So sind hier in vielen Fällen bis heute ausschliesslich die Reformschreibungen erlaubt: *im Übrigen, im Voraus, zum Vornherein* (aber nur: *von vornherein*), *im Einzelnen, im Besonderen* (aber weiterhin: *insbesondere*), *nicht im Geringsten, es steht nicht zum Besten, jdn. zum Besten halten*. In anderen Fällen aber gilt durchaus noch die herkömmliche Kleinschreibung, oder es steht Reformschreibung als Variante neben herkömmlicher Kleinschreibung. So gilt heute: *ein bisschen, vor allem, der Erstere, der Eine/eine, der Andere/andere, zu eigen machen, sein Eigen nennen, bei Weitem/weitem, im Weiteren, ohne Weiteres/weiteres, aufs Beste/beste, im/zum Vornherein, von vornherein*. Eine höchst unbefriedigende Situation! Wieviel einfacher – und wie modern – war doch die herkömmliche Kleinschreibung in all diesen Fällen, die meist über hundert Jahre gegolten hatte!

Die Reformer sind selbstverständlich gar nicht erpicht darauf, sich auf die Wiederaufnahme dieser Fälle einzulassen. So schweigt der Rat für Rechtschreibung. Die Politiker ihrerseits haben inzwischen eingesehen, dass die Reform ein Fehler war, und in so einem Fall gilt bei ihnen bekanntlich die Devise: schönreden, dann totschweigen. Immerhin gibt es ein paar Ausrutscher: Schon im Januar 2006 hat Johanna Wanka, die ehemalige Präsidentin der deutschen Kultusministerkonferenz und heutige Bundesministerin für Bildung und Forschung, in einem Interview mit dem «Spiegel» (1/2006) freimütig eingeräumt: «Die Kultusminister wissen längst, dass die Rechtschreibreform falsch war. Aus Gründen der Staatsräson ist sie nicht zurückgenommen worden.» Und im Donaukurier

vom 17. Mai 2013 hat sich nun sogar Hans Zehetmair, der Vorsitzende des Rates für deutsche Rechtschreibung und frühere bayerische Kultusminister, (selbst)kritisch geäußert: «Im Rückblick muss man sagen, dass die Rechtschreibreform kein Ruhmesblatt war und ist, weder für die Politik noch für die Wissenschaft. Der Fehler der Politik war, dass wir uns mit dieser Reform nicht befasst haben.»

Als im Frühjahr 2006 bekannt wurde, dass der «Rat» den faulen Kompromiss von «Varianten» zum Prinzip erheben würde, formierte sich in der Schweiz eine der sympathischsten Guerillaorganisationen aller Zeiten mit Namen «Schweizer Orthographische Konferenz» (SOK), die seither – natürlich ohne jede behördliche Unterstützung – mithilft, den Reformern die Freude an ihrem Werk zu vergällen. Ihr erklärtes Ziel ist, wieder zu einer «sprachrichtigen und einheitlichen» deutschen Rechtschreibung zu gelangen, und ihre generelle Empfehlung lautet: «Bei Varianten die herkömmliche!» Im Bereich Gross- und Kleinschreibung musste Fall für Fall geregelt werden, die herkömmlichen Schreibungen werden aber auch hier fast immer bevorzugt, weil sie eben einfacher und sprachlich besser sind. Mit rationalen Argumenten und *Sportsmanship* statt politischem Lobbying und Powerplay hat sich die SOK in der Diskussion sogleich einen Namen weit über die Grenzen der Schweiz hinaus gemacht. Neumitglieder sind herzlich willkommen! Neben viel interessanter Lektüre und den ausgedehnten Wörterlisten bietet die Homepage (<http://www.sok.ch>) als bequemen Einstieg in die Materie den «Wegweiser» aus der Feder des hier schreibenden Guerillero!

Der Weg zum Ziel wird freilich steinig sein. Nicht nur gibt es nach wie vor starke Widerstände gegen die erwähnten herkömmlichen Kleinschreibungen, von denen viele noch immer verboten sind, weshalb eine faire Auseinandersetzung und eine freie Entwicklung in die eine oder andere Richtung gar nicht stattfinden kann. Auch die Indifferenz weiter Kreise der Rechtschreibung gegenüber, wie sie sich zum Beispiel in der Billigpresse und im Internet manifestiert («Man kann ja ohnehin nicht mehr wissen, wie man schreiben soll!»), muss uns skeptisch in die Zukunft blicken lassen. Dass diese Indifferenz nicht nur zeitgeistbedingt, sondern

auch ganz direkt eine Folge der Reform von 1996 ist, zeigt die Tatsache, dass besonders viele Fehler just in den Reformbereichen Gross-/Kleinschreibung und Getrennt-/Zusammenschreibung gemacht werden. Denn genau hier hat die Reform – völlig unnötigerweise – ein besonders grosses Chaos angerichtet. Dieses geht über die reformierten und teils wieder gegenreformierten Fälle weit hinaus, wie die zahllosen Folgefehler auch in durchaus «seriösen» Texten im Internet zeigen. Da liest man dann etwa: *vor Allem, Wut entbrannt, Geheimnis voll, Haar sträubend, dunkel blau, zusammen zu packen, zum Wahnsinnig werden* bzw. *wahnsinnig Werden, manch mal* bzw. *manch Mal, es ist mir Ernst, am Schönsten, am Liebsten, am Schnellsten*, ja sogar, in Analogie zur berühmt-berüchtigten *Gämse*, Schreibungen wie *ausgeränkt, Weinschänke* und *Weihnachtsgeschänk!* Ob die Reformer und Politiker da noch ruhig schlafen können?

In unserem westlichen Nachbarland gehen die Behörden geschickter vor: Die Mitteilung, dass der «accent circonflexe» auf *i* und *u* künftig weggelassen werden kann, wenn er nicht zwei verschiedene Wörter auseinanderzuhalten hilft (wie *dû* vs. *du*), und dass dies ganz freiwillig sei (jedoch fortan so unterrichtet werde), ist sehr viel schonender und diplomatischer als alles, was wir bezüglich der Rechtschreibreform von unseren Behörden je gehört haben. Ein weiteres Zeichen dafür, dass Frankreich in Sachen Umweltschutz gegenüber den deutschen Landen allmählich aufholt!

IV Ins Leben hinein musizieren

Im Orchester bei den «Bavarian Classics»

Elfriede Artinger

Aus Graz, Diplomatin a.D.,

Bratscherin, Organisatorin der Orchesterkonzerte



S W A R ein großartiges Erlebnis, als ich im Jahr 2008 mit Nelly Serpi, Beat von Scarpatetti und Klaus-Peter Schäffel zur Vernissage des dritten Handschriftenkataloges des Jubilaren in der Stiftsbibliothek Sankt Gallen Joseph Haydn's «Sunrise»-Quartett aufführen durfte. Ich werde dies und die anschließende Führung durch die Bibliothek nie vergessen.

Als Vorstandsmitglied des Orchesters «Bavarian Classics» (München/Graz) wollte ich diesen versierten Violonisten für unser Orchester gewinnen – und er hat zugesagt. Das Konzert in Raiding, dem Geburtsort von Franz Liszt, mit Beethovens V. Symphonie hat ihn enorm beeindruckt. Und so hat er, trotz seines ausgefüllten Zeitplans, auch einige weitere Konzertreisen mitgemacht (sofern es sie ohne Flug-«Destinationen» gab) und mitunter abenteuerliche Anreisen in Kauf genommen. Die blumigste war diejenige des letzten Jahres 2015, als er (als einziger) mit Bahn und Schiff nach Kalamata/Kardamilli im Süden des Peloponnes anreiste und unterwegs mit viel Bedauern die stillgelegte Bahnlinie Patras-Kalamata mit ihren reizenden, provinziell-nostalgischen Bahnhofbauten bewunderte. Auf der Rückreise hat er nach diversen Bus-Pannen sein Fährschiff 10 Minuten vor Hochziehen des Stegs noch erreicht, um den Paläographenkongress in Berlin nicht zu versäumen. Hut ab!

Er nahm das gerne auf sich, denn musikalisch nimmt sich das 1990 gegründete, und lange vom GMD Hans Walter Kämpfel geleitete Orchester aus Berufsleuten und erfahrenen Amateuren erspriessliche Freiheiten heraus, die ihm zusagen, so auch die Arbeit mit Dirigentinnen. Mit Johanna Knauf, die seit längerem in Italien lebt, kam es zu einer denkwürdigen Aufführung von Wagners «Siegfried-Idyll» im Dom von Volterra, geprägt von einer einmaligen Stimmung. Eine Woche wird jeweils intensiv geprobt, und es folgen die Konzerte, stets an ausgewählt schönen Orten. In Kardamilli kam es zu einer Freilicht-Aufführung auf dem Forum eines wahrhaftigen Ökodorfes, inmitten von Palmen, Pinien, Gärten und mit Blick aufs tiefblaue Meer.

Für das Jahr 2017 ist geplant, dass das Orchester in Brixen im Südtirol konzertieren wird. Ich erwähne das darum, weil im gleichen Vintschgau sich auch das Städtchen Gurns befindet, wo ein Zweig der Familie von Scarpatetti seit 1679 niedergelassen ist und auch inmitten der vollständig erhaltenen mittelalterlichen Anlage das Schloss bewohnt. In Brixen war aber auch der Philosoph Nicolaus Cusanus Bischof, eine Figur des 15. Jahrhunderts und Zeitgenosse des Johannes Heynlin, über welchen Beat arbeitete. Der schier aussichtslose Kampf dieser beiden Figuren für die Reform von Kirche und Gesellschaft kann verglichen werden mit dem ebenso endlosen der Ökologen von heute zur Rettung nicht mehr der Kirche, sondern eines grösseren Universums, dem der Biosphäre unseres Planeten.

Von der Gründung des Studentenkammerorchesters im Jahre 1965

*Thüring Bräm,
Dirigent, Komponist, a. Direktor des Konservatoriums Luzern*

Musik und Nachhaltigkeit?



ALS ICH Beat von Scarpatetti's Artikel «Was haben denn die Schöngeister bei der Umwelt verloren?» las, habe ich gedacht – so fern liegen die Dinge nicht von einander. Ich dachte zum Beispiel an den Geiger und Komponisten Carl Ditters von Dittersdorf (1739-1799). Dieser war Forstmeister, Jagdaufseher und Kapellmeister beim (verarmten) Bischof von Breslau, der ihn – den Musiker – nur dank seinen Fähigkeiten als Holzkenner und fähigen Jäger weiterbeschäftigen konnte. Als der Bischof sich den Luxus einer Kapelle nicht mehr leisten konnte, verpflichtete er den Musiker als Chef des Forstamtes. Dittersdorf hat einmal die Gelegenheit gehabt, mit dem Kaiser ein Gespräch zu führen, in dem er sagte, dass er in Schlesien als Amthauptmann und Regierungsrat arbeite:

Kaiser: Was für Geschäfte haben Sie dabei zu besorgen?

Ditters: Publica, Politica et Iudicialia.

Kaiser (ernsthaft): So? Haben Sie aber auch hinlängliche Fähigkeit dazu?

Ditters: Ich stehe schon dreizehn Jahre in diesem Posten und habe noch keine Ausstellung bekommen.

Kaiser: Das freut mich. Aber wo Tausend haben Sie die Kenntnisse zu Ihrem Amte gesammelt?

Ditters: Es wäre mir eine unauslöschliche Schande, wenn ich, der ich in Wien geboren und erzogen bin, nichts anders als bloss Violinspielen und Komponieren gelernt hätte. (Ditters, Lebensbeschreibung, S. 226)

Ein Sprung vom späten 18. Jahrhundert zum Anfang des 21. Als die Musikhochschule in Luzern 1999 innerhalb des ersten schweizerischen Fachhochschulverbandes (Zentralschweiz mit 6 Kantonen) gegründet wurde, wurden schnell mehrere Arbeitsgruppen eingeführt, darunter eine, die »Nachhaltigkeit« hiess. Niemand wollte daran teilnehmen. Warum wohl? Weil man im Falle der Musik gerade einige sehr nachhaltige Schulen, die gut liefen, einer übergeordneten Idee von top down unter dem Stichwort «Optimierung» geopfert hatte? Man begann zu fürchten, dass nicht langfristig gearbeitet würde. Hier wurde ein Thema und ein politisches Misstrauen auf ein Gebiet übertragen, in dem dieses Thema vorher gar nicht existierte. Ich verstand das erst einige Jahre später, als ich als Forschungsrat des Schweizerischen Nationalfonds damit ganz konkret konfrontiert wurde. Ein Gutachter warnte uns bei der Beurteilung von Einfrierungsmethoden zur Bewahrung von alten Tonbändern der Zeit nach dem 2. Weltkrieg davor, dass Tonbänder nicht gleich Tonbänder waren, dass es bei einer grossen Firma, die zur Debatte stand, je nach Jahrgang unterschiedliche Qualitäten gab, dass gewisse Jahrgänge absichtlich schlechter produziert wurden, um die Produktion durch den schnelleren Verfall anzukurbeln oder gar am Laufen zu halten.

Kein Wunder, dass nun Arbeitsgruppen für «Nachhaltigkeit» geschaffen wurden. Alle Departemente dieser Hochschule hatten Probleme mit Nachhaltigkeitsexperten, was vom damaligen Rektor mit Stirnrunzeln und Kritik vermerkt wurde. Auf meine Frage aber, was denn der Begriff wirklich bedeute und woher er komme, wusste niemand Bescheid. Warum also sollte man eine Arbeitsgruppe «Nachhaltigkeit» besonders in einem Gebiet wie der Musik einrichten, ohne zu wissen, was man damit bezweckte? Das liess den Verdacht aufkommen, dass es tatsächlich, z.B. in Industrie und Wirtschaft *planned obsolescence* gab. Man schuf «geplanten Zerfall» und übertrug diesen auch auf Kunst und Geisteswissenschaften.

Für Menschen wie Beat v. Scarpatetti oder mich, die beide sich im musikwissenschaftlichen Institut in Basel getroffen hatten, lag die Gründung eines Orchesters ganz auf dieser Linie, welche

Nachhaltigkeit anstrebte. Wir wollten Werke ausgraben aus eben dieser Zeit des 18. Jahrhunderts, über die wir in Vorlesungen hörten, die wir aber noch nie gehört hatten und die kaum auf Aufnahmen existierten. Und gleichzeitig wollten wir uns mit neuer, z.T. neugeschaffener Musik auseinander setzen. Im Rückblick war dies wohl eine der grossen Motivationen, warum wir während den ersten fünf Jahren, in denen ich das Kammerorchester leitete, uns jeden Montagabend zu den Proben versammelten mit Kolleginnen und Kollegen aus allen Fakultäten.

Wie das Orchester begann — die ersten fünf Jahre

Ende April 1965, am Anfang des Sommersemesters, befand ich mich im Büro der Studentenschaft am Petersplatz, ein 21jähriger Student der Musikwissenschaft, Germanistik und Anglistik, der gleichzeitig ein Berufsdiplom auf dem Klavier anstrebte und dirigieren wollte, aber kein Orchester hatte. Die Diskussion drehte sich um die Gründung eines Studentenkammerorchesters, da es so etwas an der Universität zur Zeit nicht gab. Der letzte, der ein solches Ensemble angestrebt hatte, war Paul Sacher in den 1920er Jahren gewesen. Aber sein *Basler Kammerorchester* war inzwischen längst zu einem professionellen Berufsorchester emporgewachsen.

Es traf sich nun, dass gleichzeitig im Büro ein finnischer Medizinstudent auftauchte und nach dem Uniorchester fragte. Man verwies ihn gleich an mich: falls einer da Auskunft geben könnte, wäre er gleich hier. Und so beschlossen Tapani Tuppurainen und ich, gleich vorwärts zu machen. Er war ein ausgezeichnete Geiger und zusammen mit einer weiteren Medizinerin von Basel, Elisabeth Nyikos, bildete sich bereits ein sehr gutes Violinfundament.

Wir schauten uns um und fanden weitere Kollegen und Kolleginnen, darunter auch den Kommilitonen Beat von Scarpatetti, der im gleichen musikwissenschaftlichen Haus wie ich bei Prof. Schrade Musikwissenschaft studierte, und die Idee, in praktischer Anwendung seines Geigenspiels historische Dokumente zu neuem Leben zu erwecken, mit Begeisterung aufnahm. Ich kann mich nicht mehr an alle Namen erinnern, traf aber in den letzten 50 Jah-

ren immer wieder ehemalige Kollegen und Kolleginnen, die sich an diese Pionierzeit erinnerten.

Nun aber war es unser Ernst, ein nachhaltiges Ensemble zu gründen mit MitspielerInnen, die ausgezeichnete Instrumentalisten aus allen Fakultäten waren. Wenn ich mich richtig erinnere, fand das erste Konzert am 15. Juni 1965 im Wildt'schen Haus statt. Später wurde die Aula im Naturhistorischen Museum ein bevorzugter Ort. 1970 hatte sich das Orchester soweit entwickelt, dass wir im Hans Huber-Saal alle Cembalokonzerte von J. S. Bach für 2, 3 und 4 Cembali als kleines Festival aufführen konnten. Kein Vorverkauf. Niemand von uns hatte gedacht, dass die Abendkasse so überrannt würde, dass die Leute bis zum Steinengraben hinein sich an der Kasse anstauten. Ausverkauft!

1970 war das Jahr, als ich dann für weitere Studien nach den USA auszog und das Orchester in neue Hände übergeben musste. Mein Nachfolger damals war niemand anderes als der damalige Klaus Huber-Student Brian Ferneyhough, der heute zu den grossen Komponistennamen seiner Generation zählt. Durch mehrere Nachfolger hindurch und eine zwischenzeitliche Anbindung an die Musikschule der Musik-Akademie überlebte das Orchester, bis 1995 ein Verein für den Chor und das Orchester der Universität gegründet wurde, der bis heute unter der Leitung von Olga Machonova Pavlu weiterlebt. Nachhaltigkeit.

Das Repertoire meiner Zeit enthielt mehrere unbekannte Werke. Die Zusammenarbeit mit dem Cembalisten Jean Goverts von der Schola Cantorum ermöglichte uns, unbekannte Werke von Schobert oder Joh. Chr. Bach, die Mozart beeinflussten, oder C. Ph. E. Bach auszugraben, die wir mit Kammerorchesterbesetzungen von Georg Benda, Marc-Antoine Charpentier, Henry Purcell und William Boyce ergänzten bis zu frühen Mozartsinfonien, «La Reine» von Haydn, einer Streichersinfonie von Mendelssohn oder einem Flötenkonzert von André-Modeste Grétry. Die jungen Kollegen Herbert Hoever, Armin Tenger, Violine, Charles-Joseph Bopp, Flöte, Rolf Gmür, Klarinette präsentierten sich als Solisten. Zur Jubiläumsfeier der Studentenschaft 1968 erklang mit einem Studentenfrauenchor Pergolesis «Stabat mater» in der Peterskirche. Draussen

war der Petersplatz mit Studenten besetzt, die für eine Mensa demonstrierten, drinnen gab es eine heftige theologische Diskussion über Maria, die in der protestantischen Kirche keine «Heilsgewalt» habe, die mit einem salomonischen Urteil des damaligen Rektors (einem Theologen) endete: Unterschreiben Sie den Ihnen vorgelegten Text, der verlangte, dass wir «pia mater» durch «pius pater» zu ersetzen hätten und singen Sie es, wie Sie wollen, man wird es ja sowieso nicht verstehen.

Daneben wurde aber in den Konzerten auch zeitgenössische Musik gepflegt. Der Trompeter Ed Tarr, ebenfalls ein Kollege am musikwissenschaftlichen Institut, spielte Werke von Latham und Persichetti. Eine Auftragskomposition unseres leider früh verstorbenen israelischen Kollegen Zvi Snunit (Lichtenstein), «Variationen über eine alte Weise» für Klarinette und Streichorchester, zierte das Konzert vom 14. Februar 1966 im Bischofshof (Münstersaal) und die 1944 von Paul Sacher in Auftrag gegebenen «Transsylvanischen Tänze» von Sandor Veress wurden wieder aufgeführt. Von Gisela Klebe wurde die für die Jeunesses Musicales geschriebene «Scene» (1954) für 4 Solo-Violinen, 6-12 Tutti-Violinen und Klavier vierhändig mit Verena Gutherz und Katharina Mangold am Klavier 1969 ins Programm aufgenommen, ebenso ein Divertimento für Streicher des Schreibenden, ein sehr frühes Werk (1965), wie auch die rumänischen Tänze von Bela Bartok.

Armand Hiebner, der alte Kritiker der Basler Nachrichten und Verfasser einer sehr übersichtlichen «Französischen Musikgeschichte», bemerkte 1967 nach einem Konzert: «Das war ein sehr schönes Konzert jugendlich frischen Musizierens» und Beat von Scarpatetti, der von der Violine zur andern Seite, derjenigen des Kritikers, gewechselt hatte, berichtet 1970 über das «hinreissende Bach-Fest des Studentenkammerorchesters» im «Basler Volksblatt».

Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft – ein Rückblick

Wenn sich das Buch zurückbesinnt, woher es kommt, vom Papyrus und Pergament zum Papier, wenn der Computer daran denkt, dass er es nur mit den Ressourcen der elektrischen Energie schafft, so virtuell zu sein, und wenn sich der musizierende Mensch daran

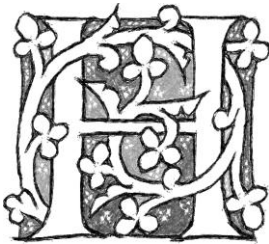
erinnert, dass er es dem Holz verdankt, wenn er Geige spielt und dem Rosshaar, wenn er streicht, d.h. wenn wir daran denken, dass aus den Ressourcen, dem Mannigfaltigen, dem Allgemeinen in Verbindung mit dem spekulativen Geist erst der Nobelpreisträger wird, dann wird es erklärbar sein, warum wir damals junge Studierenden ein nachhaltiges Gebilde schaffen wollten, das geformte Töne von sich gab und immer noch nachhaltig von sich gibt. Ob als Historiker oder als Musiker haben wir versucht, zwei Prinzipien zusammenzuführen, wie sie heute, falls man sie für einmal positiv und nicht überkritisch anschaut, von zwei Institutionen vertreten werden: der Universität einerseits, der Fachhochschule andererseits.

Zum Schluss: Dass ich dann zu Beats Hochzeit 1979 ein «Alleluja» für Solosopran (uraufgeführt in der Abteikirche Bellelay von Franziska Hirzel) schrieb, das eine Brücke von Debussy zu Bach schlägt, dessen Abfolge von Einzeltönen in der Akustik dieser Kirche mit einem enormen Nachhall wie eine Harmoniefolge, ein Choral, klingt, unterstreicht diese Gedankengänge. Geschichte wurde so zu einem gegenwärtigen Ereignis und der kurze Text unterstreicht auch meine immer noch andauernde Überzeugung, dass sich das Gesetz und die Intuition auf halbem Wege treffen müssen, um uns betroffen zu machen. Wunderbar – immer noch – der Text aus Thoreau's «Walden». Thoreau hatte sich 1845-1847 an einen Teich in New England in ein Blockhaus zurückgezogen, um zu beweisen, dass auch im industriellen Zeitalter unter minimalem, «nachhaltigem» Aufwand an Ressourcen ein erfülltes Leben möglich war. Ein idealistisches Unterfangen, das er nach knapp zwei Jahren wieder aufgab, aus dem aber sehr viele auch heute noch wertvolle Einsichten hervorgegangen sind, die er in der zitierten Schrift 1854 veröffentlichte. Und darin steht auch dieser schöne Satz von David Henry Thoreau, der meinem Alleluja zugrunde liegt. *«The grand necessity, then, for our bodies, is to keep warm, to keep the vital heat in us.»*

Ökologie und Alte Musik — oder: Richard Wagners «Enthaltsamkeitsschule»

Peter Reidemeister

*Flötist, Musikwissenschaftler, Leiter der Schola Cantorum Basiliensis
1978-2005*



ÄUFIGER schon sind die alten Instrumente, sei es ironisch, sei es beifällig, als die «Öko-Varianten» der modernen bezeichnet worden, und zwar aus akustischen wie aus physiologischen Gründen: Sie sind weniger laut, und sie werden mit weniger körperlichem Kraftaufwand gespielt – das heisst: Sie sind für Musizierende und Hörende, für «Mensch und Umwelt» gesunder.

Wenn man heute in Konzerten traditioneller Ausrichtung, also mit «modernen» Instrumenten (die bekanntlich *so* modern nicht sind), den Einsatz physischen Drucks und die übertriebenen, irgendwo zwischen Sport und Strapaze angesiedelten körperlichen Verrenkungen der Ausführenden beobachtet, wundert es einen nicht, dass es in der Medizin seit einigen Jahrzehnten ein neues Fachgebiet gibt: die Musikermedizin. Die Berufskrankheiten durch einseitige Überbelastungen haben rapide zugenommen. Und wenn man moderne Orchester hört, die z. T. wegen ihrer enormen Lautstärke Schallwände vor den Blechbläsern aufstellen lassen, um das Schlimmste zu vermeiden, kann man verstehen, dass so viele Musiker Hörschäden haben. Es macht den Anschein, als sei seit dem 20. Jahrhundert der Fortschrittsglaube des «Schneller – höher – weiter» noch um die Kategorie «lauter» bereichert worden.

Im Laufe dieser Entwicklung, die ihren Anfang im bürgerlichen 19. Jahrhundert nahm, als ein immer grösseres Publikum in immer grösseren Sälen immer aussergewöhnlichere Klangerlebnisse such-

te, wurden immer widerstandsfähigere Instrumente gebaut, auf denen man immer lauter spielen konnte. Welchen Werdegang, um nur ein Beispiel zu erwähnen, der Klavierbau vom Mozartschen Pianoforte bis zum Steinway unserer Zeit genommen hat, ist bekannt, und dass die berühmten Virtuosen zusätzlich zu ihrer persönlichen auch eine beeindruckende klangstarke Ausstrahlungskraft gehabt haben müssen, ist leicht vorstellbar. Man lese nur, um beim Beispiel zu bleiben, was die zahllosen Berichte über die «beerausende» Wirkung des Klavierspiels von Franz Liszt sagen und welche Verehrung spätere Berühmtheiten des Fachs, etwa Ferruccio Busoni, diesem Urvater des Virtuositums, Liszt, entgegenbrachten und ihn fortsetzten oder sogar übertrumpften.

In diesem Zusammenhang ist es interessant zu wissen, mit welcher Begeisterung eine andere Ikone jener Zeit, Richard Wagner, auf Liszt's Spiel reagierte und mit welcher Abscheu er diesem Stil eine Art Anti-Richtung gegenüberstellte, die eine Art Frühform der «Alte Musik»-Philosophie darzustellen scheint. Diese Alte Musik-Bewegung hat später gerade im «Anti-Instrument» zum Klavier, nämlich dem Cembalo, ihr Idiom gefunden – einem Instrument, das mit der Biographie unseres Jubilars ebenso verbunden ist wie der Alternativ- und «Öko»-Charakter der sogenannten «Alten Musik» überhaupt.

In seiner Schrift «Über das Dirigieren» (1869) stellt Richard Wagner einer modernen Schule, repräsentiert von Franz Liszt, dem Kopf der «Zukunftsmusik» in Klavierspiel und Komposition, eine auf Mendelssohn und das von ihm gegründete Leipziger Konservatorium zurückgehende Auffassung gegenüber, die von Wagner mit ähnlichen Worten verunglimpft wird, wie 100 Jahre später so mancher «moderner» Musiker die Verfechter der Alten Musik verunglimpft hat. Negativ-Schlüsselworte für die Mendelssohn-Richtung sind etwa: «musikalische Keuschheit», «seligmachende glatte, durchaus gewürzlose Vortragsart», «Harmlosigkeit», «pietistischer Musik-Mäßigkeitsverein», «Enthaltsamkeitsschule» oder «ihr als Eigentum gehüteter Bach», wohingegen die positive Zeichnung des Gegenbildes (Liszt, Wagner) merkwürdig verschwommen bleibt: «düstere deutsche Gotik», «Alfanzerien» (was soviel heißt wie

Schalk, Narretei, Schwindel), «alttestamentarisches Akzentuieren», «Offenbarung» und «Wissen, woran man mit Bach ist». Wagners Widerwille gegenüber der Mendelssohn'schen Richtung gipfelt in einem Vokabular, das vom Pausenhof einer Knabenschule stammen könnten: Die Scheu, «wenn ihnen in der Musik einmal ein ganzer Mann begegnet», verdecke nur die eigene Impotenz und werde gleichzeitig zur Anklage der Potenz, richte sich also «gegen das, was man nicht zu leisten vermag, mit der Verleumdung dessen, was man gern leisten möchte» (S. 318-319).

Natürlich geht dieser bissige Hohn nicht nur auf Wagners eigene, gegenteilige Vorstellungen von Klangvolumen und Heroik zurück, die aus seinen Kompositionen bekannt sind, auch nicht nur auf die Nähe zu seinem Schwiegervater Liszt, sondern auch auf die totale Ablehnung des um vier Jahre älteren, erfolgreichen Komponisten jüdischer Herkunft, Felix Mendelssohn-Bartholdy. Wagner konnte trotzdem nicht verhindern, dass sich im 20. Jahrhundert und bis heute die von Mendelssohn ausgehende Interpretation so erstaunlich verbreitete.

Zu Beginn dieser Entwicklung der Historischen Musikpraxis wurde die Diskussion um das Pro und Contra der alten oder modernen Instrumente vornehmlich am Beispiel der Gegenüberstellung von Klavier und Cembalo geführt. Die Argumente müssen hier nicht wiederholt werden. Fest steht, dass Klang, Charakter und Möglichkeiten des Cembalos ungefähr das Gegenteil dessen sind, was Wagner am Herzen lag: Das Cembalo «zeichnet» und «malt» nicht, es ist geeignet zur Darstellung von Polyphonie, die nicht Wagners erstes Interesse war. Es ist ausserordentlich fähig zur Ausführung von Ornamenten, die ebenfalls weit weg von Wagners Ausdruckspalette waren. Raffinement, «legerté», Eleganz und Charme sind zwar prinzipiell auch auf dem Klavier zu realisieren, gehörten aber wohl eher nicht zu jener «Offenbarung», die Wagner durch Liszt erfuhr. Für die besonders delikate Cembalomusik des 17. und 18. Jahrhunderts, die Kunst der französischen Clavecinisten, sind die Spezialisten der Alten Musik dünn gesät, und dasselbe gilt für den «manierlichen» Cembalo- und (in der Folge) Fortepiano-Stil eines Carl Philipp Emanuel Bach, bei dem diese fein zise-

lierte Klangwelt eine Fortsetzung findet. Auch für diese «Sprache» gibt es heute nicht allzu viele Fachleute.

Einen Fachmann gab es in Basel, der nicht nur beide Stile zu seinen Spezialgebieten machte, sondern dessen Weg in diese Stadt unmittelbar auf unseren Jubilar und den Widmungsträger dieses Buches zurückgeht: es ist Jean Goverts. Mit leichter Hand und grösster Bewegungs-Ökonomie, aus dem Kopf und aus den Fingern zaubert er, dessen Geschmack durch die französische Schule gebildet war, die Musik aus dem Cembalo und entwickelte genau diejenige technische Mühelosigkeit, die für die Ausführung der schwersten Musik das wichtigste Ingredienz ist. Unser Jubilar, dem die Musik ebenso nahe ist wie die Ökologie, hatte stets nicht zufällig gerade zur «Alten» Musik und den historischen Instrumenten eine besondere Neigung, und da er speziell den französischen Charme liebte, machte er es sich zur Aufgabe, Jean Goverts, diesen Anti-Liszt, bei der damaligen Direktion der Schola Cantorum Basiliensis ins Gespräch zu bringen. Er hatte Erfolg, und Jean Goverts nahm am 1. April 1966 seine Tätigkeit am «Lehr- und Forschungsinstitut für alte Musik» auf. Verlässlichkeit, Humor, Bescheidenheit und Solidarität prägten sein Wesen. Mit seinem besonderen Sinn für Schönes aus früheren Zeiten hätte er eigentlich in einem anderen Jahrhundert leben müssen. Genau fünfzig Jahre hat nun die Musik in den verschiedensten «Variationen», vom eigenen Zusammenspiel bis zu den «events» von Goverts' Konzerten in und um Basel, die beiden Herren verbunden.

Die Ausführungen Richard Wagners sind ein interessanter Beleg dafür, dass es schon zu seiner Zeit zwei unterschiedliche Interpretations-Anschauungen gab und dass diejenige, die man als Vorläuferin der «Historischen Musikpraxis» des 20./21. Jahrhunderts ansehen könnte und die der Wagnerschen und Lisztschen Ästhetik diametral gegenübersteht, auf Felix Mendelssohn und das Leipziger Konservatorium zurückgeht. In Basel hat seit Paul Sachers Gründung der Schola Cantorum (1933) diese Art des Musizierens bekanntlich einen ihrer herausragenden Leuchttürme erhalten, mit der Cembalo-Kultur seit Wanda Landowskas legendärem Auftritt 1931 einen besonderen Schwerpunkt und in Jean Goverts ab den

60er Jahren einen ihrer profiliertesten Vertreter gefunden. Gerade in dieser Zeit – vor ungefähr 50 Jahren –, begann nicht nur die Bewegung der Alten Musik in Fahrt zu kommen, sondern auch die Entwicklung der Ökologie, und beides ist unterschwellig verbunden mit der Protestbewegung der 68er Jahre gegen Konventionen und Establishment – eine denkwürdige Phase des 20. Jahrhunderts.

Wie will ich lustig lachen,
wenn alles durcheinander geht...»

Christoph Ballmer

*Musikwissenschaftler, Fachreferent und Öffentlichkeitsbeauftragter
der Universitätsbibliothek Basel*



IN RUNDER GEBURTSTAG ist ein Anlass zum Jubeln und Lachen, zumal auch mit Blick auf Beat von Scarpatetti, der nicht nur ein ernsthafter Forscher, Musiker und Ökologe, sondern auch ein humorvoller Mensch ist und ein solcher auch künftig bleiben soll. Beleuchtet man das Thema

Humor aus musikalischer Warte, so wäre vorab die Frage zu klären, ob es denn einen musikalischen Humor überhaupt gibt. Immerhin ist die Diskussion darüber, ob Humor sich der Kategorien des Komischen bemächtigen und innerhalb einer autonomen Musiksprache vermitteln kann, so alt wie die Musikästhetik als philosophische Teildisziplin selbst. Ganz abgesehen von der begrifflichen Verwirrung, welche die Begriffe Scherz, Witz, Karikatur, Parodie, Grotteske, Humor und Ironie umgibt, ist deren Anwendung auf dem Gebiet der Musik besonders prekär, geht es doch um nichts weniger als um die Definition musikalischer Sprachlichkeit und die Lokalisierung einer eigenständigen musikalischen Semantik. Oder anders formuliert: Musik vermag letztlich nur dann hu-

morvoll oder komisch zu sein, wenn sie eine fassbare, konkrete Bedeutung vermitteln kann. Und dazu ist sie - verglichen mit den andern Künsten - und zumal mit der Literatur schlicht nicht geeignet.

Die latente Unbestimmtheit der Musik wurde schon früh erkannt. Schopenhauer etwa schrieb 1819 in «Die Welt als Wille und Vorstellung», dass die Musik abgesondert von allen andern Künsten stehe, indem wir in ihr nicht die Nachbildung und Wiederholung eines weltlichen Vorgangs erkennen können. Vielmehr wirke sie sehr unmittelbar und tief direkt auf das Innerste des Menschen. Damit schliesse sie alles Lächerliche von vorneherein aus. Damit meint Schopenhauer alles Komische und im Sinne Johann Georg Sulzers «Allgemeiner Theorie der Schönen Künste» das, worüber wir gemeinhin lachen.

Der Schopenhauerschen Sichtweise ist freilich ein frühromantisches Musikverständnis immanent, das in der Unbestimmtheit der Musik deren besondere Qualität sucht. Eine programmatische Bindung und konkrete Sprachhaftigkeit jedoch wäre es, welche musikalischen Humor erst ermöglichen und transportieren würde. Es dauerte bis nach dem Zweiten Weltkrieg, bis sich die Musikwissenschaft dieser Problematik ernsthaft annahm und eine grundlegende Arbeit erschien, die eine fundierte Diskussion über die Ausprägungen und Spielarten eines musikalischen Humors ermöglichte. Sie stammt von der polnischen Musikwissenschaftlerin Zofia Lissa, die sich mit ihrem Buch «Vom Wesen der musikalischen Komik» 1947 an der Universität Posen habilitierte und damit eine Diskussion auslöste, die bis heute andauert.

Als wesentlich für das Zustandekommen von musikalischem Humor nennt Lissa das Zusammenspiel verschiedener objektiver und subjektiver Bedingungen. Diese konzentrieren sich vor allem auf zwei Faktoren: Erstens spielt «die in einem Aussehen, Gegenstand, Ereignis usw. vereinigte Inkommensurabilität, Verschiedenheit und Gegensätzlichkeit» eine entscheidende Rolle, die sich in scharfem Kontrast zu allem Gewöhnlichen, Normalen und Bekannten ergibt. Und zweitens ist «das Moment der Verwunderung, der Überraschung und Verblüffung» wichtig, das im Hörer eine

gefühlsmässige Reaktion auf unerwartete, für das gegebene Subjekt neuartige Vorstellungen provoziert.

Exemplifizieren möchte ich dies an zwei schlichten Beispielen, die des Jubilars besondere Affinität zur Barockmusik und dessen ökologisches Interesse am Menschen und der Natur gleichermaßen spiegeln. An den Anfang möchte ich Johann Sebastian Bach stellen, der gemeinhin als ein besonders ernsthafter und strenger Komponist gilt. Dass er durchaus auch Sinn fürs Komische hatte, bezeugt seine Kantate BWV 205 «Der zufriedengestellte Äolus», die er für den beliebten Leipziger Universitätsprofessor *August Friedrich Müller* zu dessen Namenstag am 3. August 1725 schrieb. Darin freut sich Äolus, der Gott der Winde, auf die heftigen Herbststürme, die er entfachen will: «Wie will ich lustig lachen, wenn alles durcheinandergeht», singt Äolus da. Und er gibt noch eins drauf: «Wenn selbst der Fels nicht sicher steht und wenn die Dächer krachen, so will ich lustig lachen!». Bach verbindet in dieser Arie gewissermaßen das Lustige mit dem Nützlichen und Notwendigen, indem er den Sänger ausgedehnte Koloraturen auf dem Wort «Lachen» singen lässt. Damit gibt er diesem den für eine Barockarie notwendigen Raum für virtuose Entfaltung und ahmt gleichzeitig lautmalerisch das natürliche Lachen nach.

Von grundsätzlich anderer Art ist die Komik in der sogenannten «Kanarienvogel-Kantate» des Bach-Zeitgenossen Georg Philipp Telemann. Ihr Originaltitel: «Cantate oder Trauer-Music eines kunsterfahrenen Canarienvogels, als derselbe zum grössten Leidwesen seines Herrn Possessoris verstorben». Wenn man sich die Eingangsarie mit ihren Seufzern und Schluchzern anhört, so ist von musikalischem Humor weit und breit keine Spur. Die Trauer um den verstorbenen Kanarienvogel ist so ernsthaft und tief, als wenn es um einen nächsten Verwandten oder um Jesus selber ginge: «O weh, o weh, o weh, Mein Canarin ist tot, wem klag ich meine Not, wem klag ich meine bitt'ren Schmerzen, wer nimmt dies Leid mit mir zu Herzen, wem klag ich diese Not?» Telemann hält die Ernsthaftigkeit und tiefe Trauer bis fast zum Schluss der Kantate durch. Da wird ein tief berührendes, «affettuoso» überschriebenes Wiegenlied angestimmt, das in seiner Art an den Schlusschor aus Bachs

Johannes-Passion erinnert. Als wir alle schon tief ergriffen sind und uns die Tränen zu kommen drohen, lässt Telemann die Maske fallen, wechselt von Hochdeutsch auf Plattdeutsch und komponiert einen ordinären Abgesang auf die böse Katze, die den Vogel gefressen hat: Damit führt Telemann all jene an der Nase herum, welche die Gefühlstiefe bis dahin ernst genommen haben. Ein klassischer Fall eines Spiels mit den Emotionen des Publikums, die der Komponist kunstvoll in eine Richtung steigert, um sie dann quasi im letzten Moment zu täuschen.

Doch lassen wir das musikalische Katz-und Maus-Spiel: Lassen wir Beat von Scarpatetti hochleben und ihm für alle äolischen Stürme des vierten Vierteljahrhunderts seines Lebens die notwendige Portion Humor wünschen!

Franca von Scarpatetti
Kulturschaffende

bruits

l'écho des bruits force la fuite
forge l'écoute
l'écoute écoute
pèse le poids du temps
forteresse du va et du vient
sans tendresse bat l'exception
la vitrine du vide infini
comment en tirer la moindre envie?

capituler
caricaturer la manne

poser le standard
poser un regard
partout petit jaloux
baigne dans le confort
du conforme jusqu'au difforme
vise l'authenticité
méprise la forme labellisé
se jeter à l'eau pour nager dans le courant
être au courant
être un membre
être quel'qu'un

ne pas sombrer à l'ombre
d'une projection décapité
couper le string
briser l'amertume
jeter la plume

atterrir là-bas

j'y songe et
mon coeur part au gallop
à travers la topo
jette mon cocon
à travers les flocons
petit chatton quitte le teton
quitte la cage en beton
fait ton jeux
et pose ton jeton

les jeux sont faits

mais dans ma pupille
tourne une toupille
tourne mon attitude à l'amplitude mégalomane
pour vous je rame
pour vous je crame ma langue
pour vous je slam ma langue!

je cherche sans certitude
déchaîne les habitudes
dogmes et sciences d'un monde en flame
d'un monde à l'écluse

qui pète l'écume
comme je pète d'idées

Zufälle — und ein Sommertag

Viola von Scarpatetti

Schauspielerin

Es gibt keine Zufälle.

Das Leben ist nicht so dumm, sich auf Zufälle zu verlassen.

Menschen bezeichnen Geschehnisse, die sie noch nicht verstehen, ihren Zusammenhang noch nicht sehen können, als Zufälle.

Doch alles hat seinen

unbedingten

Sinn.

Den Sinn für das Leben.

Es gibt keine Zufälle.

Für mich gibt es keine.

Heute war ein Sommertag. Ein wundervoller Sommertag. Einer dieser Tage, die ich brauche um zu atmen, die ich brauche um zu leben. Nur ein solcher Sommertag gibt mir Ruhe am Abend. Einfach so – ohne etwas dafür zu verlangen. Das finde ich so nett. Das ist selten. Ein richtiger Sommertag ist so gütig und grosszügig. Merken es wohl die vielen Menschen hinter ihren Grills und Würsten? Merken sie wohl, was in den Lüften so vor sich geht? Was die Vögel erzählen und wohin die Sonne uns zu führen versucht? Ich weiss es nicht. Aber der Sommertag weiss es.

Ensemble dans le comité de «Musica Helvetica»

Gérard Wyss

Pianiste, a. professeur au Conservatoire de Bâle, habitant à Binningen.



N POUVAIT, il y a une cinquantaine d'ans, entendre au conservatoire de Bâle des concerts de débutants, organisés par une société qui s'intitulait «Musica Helvetica». Comme toutes les sociétés qui se respectent, celle-ci aussi était dirigée par un conseil dont Beat et moi faisons partie. Pour ma part, an tant que pianiste, pour celle de Beat, comme à cette époque-là il était aussi critique de musique pour les quotidiens de Bâle. Dans ce conseil il y avait une figure impressionnante de patron, le Docteur Walter Kreis, peintre, violoniste, mélomane et bohémien de style noble avec un gout pour le féminin, propriétaire de deux maisons dans le Gard, dont une fut reprise par Beat, celle d'Issirac. C'est dans ce cadre que nous nous connûmes et que naquit une amitié qui dure encore. Le comité fit des auditions, d'abord dans mon studio de Binningen, et dans ces séances nous trois faisons la pluie et le beau temps, plus ou moins, les autres membres étant presque tous de béotiens en la matière, à l'exception du président (un compositeur d'Olten) et une professeur de chant. Les musiciens en début de carrière auxquels nous accordions l'opportunité de monter sur scène avaient passé une de nos auditions. Cependant, avec quelques exceptions, je ne crois pas que ces concerts aient été pour quiconque le début d'une carrière éblouissante. Néanmoins, on se bousculait au portillon. Après la mort en beauté de «Musica Helvetica», Beat et moi nous sommes un peu perdus de vue jusqu'à mon installation professionnelle dans son quartier, au Bündtenweg de Binningen il y a trente ans, à quelques mètres de l'«Éperon», comme Beat a baptisé énigmatiquement sa maison. Dès lors, nous nous fréquentons souvent, discutant et sirotant un cognac, usant d'un langage peu aristocratique. Chacun sait à peu à peu près tout

de l'autre: des préoccupations professionnelles aux vicissitudes auprès des requins blancs en passant par les aventures amoureuses. Tout, quoi! Montaigne et La Béotie, façon «Binningue-le-Haut». Dans les moments noirs, je pense à lui, l'optimiste marathonien utopique que je voudrais être. C'est comme une lumière dont je voudrais qu'elle scintille pendant le reste des années que la providence voudra bien nous accorder.

V Nachwort und Dank

Beat von Scarpatetti



IESES BÜCHLEIN ist ganz der Sache der Ökologie zuliebe entstanden. Sie hat schon bessere Zeiten gesehen — aber wir sind noch da, unbeirrt. Darum auch dieses gemeinsam verfasste Büchlein. Heute steht alles Ökologische — ohne

allen Grund — im Gegenwind, politisch, wirtschaftlich, gesellschaftlich. Es wird auch verwässert, hintangesetzt, ja konterkariert. Dieses Frühjahr ist der Sitz der Grünen Partei im Binninger Gemeinderat verloren gegangen; er ging an eine unbeschriebene Person der Wirtschaft, statt an die dafür bereitstehende, erfahrene Fachfrau. Wer den oben enthaltenen Beitrag von Mathis Wackernagel liest, erhält Klartext darüber, wie es ökologisch allein mit der Schweiz wirklich steht: für unseren gesamthaften Konsum haben wir pro Kopf den Produktionswert von 1,3 Hektaren Lands zur Verfügung, aber wir verbrauchen pro Kopf einen solchen von 5,8 Hektaren. Unser Jahresbudget ist am 22. März aufgebraucht, am «Tag des Schweizer Öko-Defizits», wie Mathis schreibt. Noch Fragen? Die Öko-Wende, die Energiewende, sie sind noch nicht in Sicht; noch entfernen wir uns immer mehr von ihr, die Autos werden immer grösser und dicker, die Fliegerei immer schamloser, die Grünflächen mehr und mehr asphaltiert.

Aber wir sind noch frei. Wir haben einen der weltgrössten Handlungsspielräume überhaupt. Als Einzelne sind wir hier in der Schweiz in der Lage, unser Leben den wahren ökologischen Gegebenheiten anzupassen. Uns steht, privat und beruflich, die eigene Öko-Konversion offen. Es sei bescheiden verwiesen auf das Kapitel III der «Helvetischen ökologischen Verfassung», betitelt mit: Was tun?

Wir sind jetzt, an der Vernissage dieses Büchleins, auf dem Binninger «Paradieshof». Hier hat 1950 der Bauer Hans Frey, der auch

Imker war, eine sehr frühe Wende zum Bio-Landbau vollzogen. Er hat damals in grosser Bestürzung seinen Bruder Ruedi ans Bienenhaus geholt, weil auf dem Anflugbrett viele tote Bienen lagen, Opfer eines Pestizids — leider ist dieses Problem immer noch aktuell, auf globaler Ebene akuter denn je. Die Brüder beschlossen Abkehr von diesen Praktiken. Die Familie Frey hat also aus eigener Initiative gehandelt, als kaum jemand schon so weit war, und so verdanken wir ihr den ersten Bio-Bauernhof Binningens.

Meine eigene Öko-Konversion hatte andere Wege zu gehen. Am Anfang stand da eine sehr katholische Jugend, miteingeschlossen sogar der Möglichkeit einer geistlichen Laufbahn — Berufung, wie man damals sagte. Doch ging ich zuerst einmal an die Universität, blieb dann schliesslich bei ihr und war mit ihr wohler als in der Kirche. Im Studium erfolgte die erste Befreiung aus dem religiösen Bann (gleichwohl war der Weg zu Freundin und Frau immer noch recht weit). Diese Befreiung fiel damals leicht, dank der virulenten, lebhaften und auch freudvollen 68-Revolution der Intellektuellen und Künstler. Sie gab freie Bahn dem kritischen Geist und der Nonkonformität, in einer Zeit platter Technik- und Fortschrittsgläubigkeit, gefeiert mit Autobahn-Einweihungen durch Bundesräte. Ich weiss noch gut, wie ich auf meinem Velo es komisch fand, wie steril und konform, auch ein bisschen dumm, die Leute in ihren Autos am Rotlicht standen, warteten, sich den Weg versperrten — Anfang der Autofreiheit, lange vor allem Ökologischen.

Die 68-er Bewegung war freilich eine linkssoziale, keine ökologische Bewegung: Antikapitalismus, «Dritte» Welt (Arbeitsgruppe und Vorstand von «terre des hommes schweiz»), Waffenausfuhr, Rüstungskonversion, Antiatombewegung, «Kaiseraugst», Bankeninitiative waren einige der Themen. Bald aber erhob die Natur selbst den Finger: Gefährdung von Wald, Luft, Meer, schleichende Pollution aller Lebensmittel und Lebenselemente wurden bewusst und rückten die Ökologie gebieterisch ins Zentrum. Und so erfolgte anfangs der 80-er Jahre die grosse Weichenstellung in meinem Leben. Wie sehr viele, habe auch ich damals das Doppelleben geführt: tagsüber formal-korrekt der Wissenschafts-Beruf, in der Freizeit dann eine ganz getrennte Welt, die Militanz, «Dritt»-Welt-Arbeit, Frie-

densbewegung. Nun aber gebot die Ökologie Ganzheitlichkeit: du bist *ein* Mensch, hast nur *ein* Tun, also bist du auch ganzheitlich verantwortlich. Somit steht auch dein Beruf in dieser Verantwortung. Also setzte ich 1984/87 als Paläograph und Handschriften-Fachmann einer berühmten Bibliothek das Karma und das Prestige einer kostbaren Handschrift für eine neue, wissenschaftlich nicht konforme Idee ein und initiierte die «St. Galler Waldhandschrift», mit Texten schweizerischer SchriftstellerInnen zu Wald und Gesellschaft. In einem den mittelalterlichen gleichwertigen Codex sollten für einmal Texte von und über uns stehen, nicht nur von Theologen des Mittelalters. Der Wald war das in allen Lagern weitaus konsensfähigste Thema. Aus dieser Arbeit erwuchs das Büro für Kultur und Ökologie, das «Kulturprojekt Sylvania». 1991 folgte zum Jubiläum der Eidgenossenschaft der «Pakt Mensch Natur», schliesslich 1998 die «Helvetische ökologische Verfassung». Wie die Historiker, haben alle Zünfte der Geisteswissenschaften und der Kultursparte eine Verantwortung, ihre Kulturwerte in die Öko-Wende einzubringen, und umgekehrt.

Dann aber folgte eine neue grosse Hauptfrage, die auf einen neuen Weg in die Tiefe führte: Warum kennt die «abendländische» Zivilisation und Kultur überhaupt ein Umweltdesaster? So viele Antworten es auch geben mag — in meinem Forschungs- und Arbeitsfeld, der Mediävistik, führte sie unweigerlich zu den Grundwerten der jüdisch-christlichen Religionen. In diesem Zusammenhang war mir unter den Handschriften, diesmal denen in Basel, ein Kleriker immer schon aufgefallen, der zugleich Philosoph, Humanist und Volksprediger war: Johannes Heynlin von Stein / Johannes a Lapide. Während Jahren brillanter Scholastiker an der Pariser Sorbonne, liess er 1473 Philosophie und Universität fahren und wurde Bussprediger in Basel, Bern und vielerorts. Als ich seine grosse Bibliothek katalogisierte, fiel mir auf, wie seine Spiritualität, seine Hermeneutik die Grundbotschaft der Weltverachtung, zugunsten aller christlichen Hoffnungen auf das Jenseits, das ewige Leben, durchzogen war und sein ganzes Wirken, seine Bücher und seine Eintragungen prägten. Eines Tages musste ich mir sagen: es muss einen Zusammenhang geben zwischen dieser sehr alten

christlichen Weltverachtung, und dem ebenso verächtlichen, unbarmherzig zugreifenden und zerstörenden Umgang unserer Moderne mit der Natur, mit dem Tier, den Pflanzen, der Erde, den Weltmeeren, der Luft — der ganzen heute bedrohten Biosphäre. Denn in der Tat hatte das alles ja damals nichts gegolten gegenüber der Ewigkeit, der Heiligkeit, dem Himmel, der Transzendenz, der Seligkeit, dem Ewigen Leben. So haben wir zu prüfen, inwieweit dieses Erbe in einer säkularisierten, nicht mehr bewussten Form auch unsern Umgang mit den Gütern der Natur bestimmt hat — und unsere Schlüsse daraus zu ziehen.

Den Geisteswissenschaften ist daher heute geboten, auch diese Zusammenhänge zu erkennen, zu verarbeiten, und Auswege aufzuzeigen. Das Fernziel ist eine für die Welt, die Biosphäre affirmative, bejahende Wertordnung zu schaffen — eine Öko-Philosophie und eine ihr entsprechende Ethik, welche die unbeschreibliche Grösse und Schönheit der Biosphäre, ihren unerschöpflichen Reichtum auf neue Weise in die Hand nimmt und zum entsprechenden Handeln führt.

Nun dürfte vielleicht klar sein, warum es zu diesem Büchlein gekommen ist — es galt sicher auch, Rückschau zu halten, aber vor allem, der ökologischen Verantwortung der Kultur und der Wissenschaft ein Forum zu verleihen, ein Plädoyer zu stiften. Über fünfzig Schicksalsgenossen, Freundinnen und Kolleginnen haben das getan, mit farbigen, interessanten und lebhaften Beiträgen, unter welchen der Teil II, der Ökologie gewidmet, der reichhaltigste geworden ist. Und für dieses Geburtstagsgeschenk gebührt ihnen grosser, herzlicher Dank.

